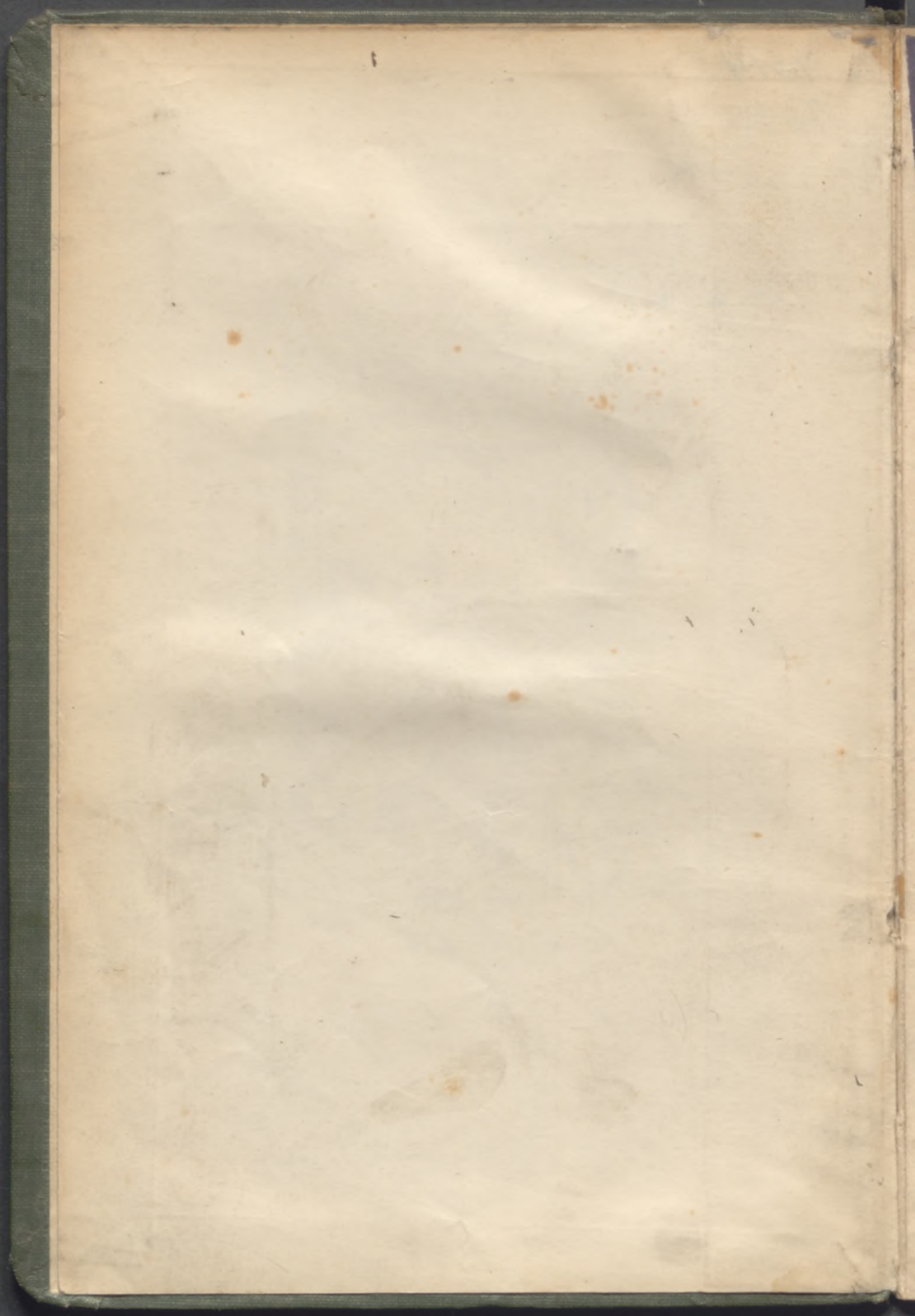
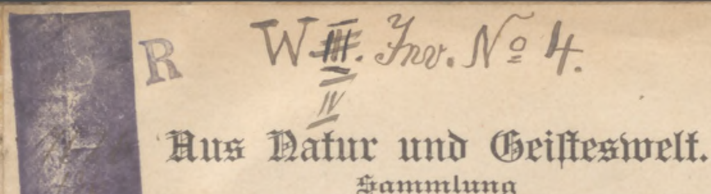

OPPELNER
Volksbibliothek
Buch 136. W
Erdm Raabe, Oppeln





Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

4. Bändchen.

Schrift- und Buchwesen

in alter und neuer Zeit.

Von

Prof. Dr. O. Weise.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1899.


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Vorwort.

Wer es unternimmt, in dem engen Rahmen eines Büchleins, wie das vorliegende ist, das umfangreiche Gebiet des Schrift- und Buchwesens zu behandeln, muß sich auf die Hauptsachen beschränken. Daher bin ich von Anfang an darauf bedacht gewesen, alles dasjenige auszuscheiden, was für die geschichtliche Entwickelung nicht von Belang war, habe dagegen den Hauptnachdruck darauf gelegt, die allmähliche Vervollkommnung der einschlägigen Erscheinungen möglichst klar herauszuheben. Sodann bin ich eifrig bestrebt gewesen, den Stoff in fließender, leicht lesbarer Form zu bieten, habe deshalb auch statistische Angaben, die nicht ganz zu umgehen waren, auf ein bestimmtes Maß zurückgedrängt.

Der Teubnerschen Buchhandlung gebührt das Verdienst, eine große Zahl trefflicher Illustrationen eingefügt zu haben, die nicht wenig dazu beitragen werden, das Verständnis der behandelten Gegenstände zu fördern und zu erleichtern.

So möge denn das Schriftchen hinausziehen und sich in weiteren Kreisen einer ebenso günstigen Aufnahme erfreuen, wie sie mein in dem gleichen Verlage erschienenes Buch über „Unsere Muttersprache“ (3. Aufl., 9.—12. Tausend, 1897) gefunden hat!

Eisenberg, S.-A., im Dezember 1898.

O. Weise.

Inhaltsverzeichnis.

1. Schrift und Schreibwerkzeuge.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Schiller.

Naturvölker bedürfen der Schrift nicht; denn bei ihren einfachen Lebensverhältnissen richtet sich der Blick mehr auf die Gegenwart als auf die Zukunft, und diese giebt ihnen fast nur Anlaß zu mündlicher Aussprache. Wenn sie aber einmal Ereignisse für bedeutend genug halten, der Nachwelt überliefert zu werden, dann verleihen sie ihnen gern ein dichterisches Gewand, um sie dem Gedächtnis der Kinder und Kindeskinder leichter einzuprägen und damit von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. So sind die Lieder von dem Heldenkampfe der Griechen vor Troja und den Irrfahrten des heimkehrenden Odysseus, so auch die altdeutschen Gesänge von Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache entstanden. Und wenn wir bedenken, daß diese Dichtungen noch Jahrhunderte lang von berufsmäßigen Sängern mündlich weiter verbreitet wurden, als schon längst die Schreibkunst in griechischen und deutschen Landen bekannt geworden war, so werden wir begreiflich finden, welche Gewalt die mündliche Überlieferung in einer Zeit hatte, wo die geistige Fassungskraft des Volkes noch frisch und ungeschwächt war. Aber wenn die Schrift auch das gesprochene Wort nicht ersetzte, weil sie den Ton und die Klangfarbe der Stimme nicht wiedergab, so konnte sie doch mit fortschreitender Gesittung nicht entbehrt werden und wurde hier früher, dort später als Bedürfnis empfunden. Und zwar lag es am nächsten, die Gegenstände, soweit dies anging, dadurch zu bezeichnen, daß man sie bildlich darstellte. Daher bestehen die ältesten Schriften, von denen wir Kunde haben, die Schriften jener Völker, die sich in den ertragreichen Thälern des Hoangho und Jangtsekiang, des Euphrat

und Tigris und des Nils frühzeitig zu einer höheren Stufe der Gesittung emporgeschwungen haben, von Haus aus nur aus Bildern. Wenn wir die ägyptischen Hieroglyphen durchmustern, so finden wir darin Adler, Sperlinge, Löwen, Schlangen und andere Tiergestalten vertreten, ebenso läßt sich noch aus den ältesten Urkunden Chinas und Japans und den keilartigen Zeichen Assyriens, Babyloniens und Persiens erkennen, daß Tier- und Pflanzenformen den Schriftzeichen zum Muster gedient haben. Der erste Schritt, den man vorwärts that, bestand darin, die Form und Geltung der Bilder nach Übereinkunft genau zu bestimmen und durch ein rebusartiges Verfahren den einzelnen verschiedene Bedeutung zu geben; weit wichtiger aber war es für die Fortbildung der Schrift, daß man im Laufe der Jahrhunderte die Worte schließlich in Silben zerlegen und für jede Silbe ein eigenes Zeichen gebrauchen lernte. Denn da sich hier einzelne Lautgruppen immer wiederholten, so wurde die Menge der nötigen Schriftbilder dadurch wesentlich verringert. Aber während die Chinesen und Japanesen auf dieser Stufe stehen geblieben sind, haben die übrigen genannten Völker im Laufe ihrer Entwickelung die letzte entscheidende That vollführt, besondere Bilder für die einzelnen Laute auszuprägen, wodurch die Zahl der Zeichen auf einige Dutzend herabgesetzt wurde. Was später noch geschehen ist, beschränkt sich auf Abschleifung, Abrundung und engere Verbindung der Buchstaben, da man bei stark zunehmendem Schreibverkehr darauf bedacht sein mußte, seine Gedanken möglichst rasch festzulegen.

Indes haben sich nicht alle Völker aus eigner Kraft in den Besitz der Schrift gesetzt, sondern viele einfach die schon bewährten Zeichen anderer Nationen, mit denen sie in Verkehr traten, übernommen. Das gilt z. B. von den Kulturvölkern Europas, deren Alphabete den fremden Ursprung nicht verleugnen können. Wenn diese hinsichtlich der Reihenfolge, Form und Geltung der Buchstaben in der Hauptsache übereinstimmen, so erklärt sich das nicht aus gemeinschaftlicher Ausbildung, sondern aus gegenseitiger Entlehnung. Daß dabei Abweichungen im einzelnen vorkommen, kann den nicht befremden, der erwägt, welche Verschiedenheiten in der Aussprache der Laute sich in räumlich getrennten Gegenden entwickeln. So haben die Römer ihre Schrift von den Griechen erhalten; vergleicht man aber ihre Alphabete miteinander, so beobachtet man mehrere wichtige

Änderungen. Zunächst wurden die Zeichen für die dem Latein unbekannten Hauchlaute Θ (th), Φ (ph), Ψ (ch) über Bord geworfen oder vielmehr als Zahlzeichen verwendet*); ferner erhielten sich Koppa und Digamma als Q und F, während man sie im Griechischen später aufgab; sodann spaltete sich das Gamma in C, welches zugleich die Rolle des K mit übernahm, und in G, sowie das altgriechische Ypsilon in U und V (beide V geschrieben), während Y als solches und Z erst später (um 100 v. Chr.), wo die griechische Litteratur bereits ihren Einfluß auf Italien ausübte, in Fremdwörtern angewandt worden sind. Rechnet man dazu, daß der Laut H (= ê) noch seinen Hauch bewahrt hatte und daher den Wert von H annahm, P und R ihre einander ähnliche Form etwas änderten, Psi und Omega, die in Griechenland erst später ausgebildet wurden, zur Zeit der Übernahme noch nicht bestanden, sowie daß G an der Stelle des anfangs ausgemerzten Z eingeschoben wurde, so hat man die Abweichungen, welche zwischen dem lateinischen und dem griechischen Alphabet Unteritaliens vorhanden sind.

Natürlich breitete sich die Kenntnis der bei Berührung mit anderen Nationen entlehnten Schrift nur allmählich aus, ja oft waren Jahrhunderte lang einzelne Stände im Alleinbesitz der Schreibkunst, weil sie deren Bedeutung am frühesten zu würdigen verstanden. Bei den Handelsvölkern der Phönicier und Griechen erkannten die Kaufleute sehr bald die Vorteile dieser Fertigkeit und nutzten sie aus, bei weniger beweglichen Naturen, wie den Römern und den Deutschen, verwerteten sie besonders die Priester für ihre Zwecke, dort, um ihre Namen und die wichtigsten Vorkommnisse ihrer Amtszeit der Vergessenheit zu entreißen, hier, um mit ihrer Hilfe Wahrsagerei zu treiben. Denn aus der verschiedenen Lage zur Erde geworfener Buchenstäbchen, in die sie die darnach benannten Buchstaben (= Buchenstäbchen) eingeritzt hatten, suchten sie vornehmlich den Willen der Götter zu erkunden. Die „Runen“(= Geheimnisse), wie sie

*) L (50) ist aus dem Ψ = χ des alten von den Römern entlehnten Alphabets der griechischen Städte Unteritaliens Kumä, Neapel und anderer hervorgegangen; C (100) ist die Umgestaltung von Θ unter Anlehnung an centum, hundert; M (1000) diejenige von Φ unter Einfluß des Anlauts von mille, tausend; D (500) aber ist die hintere Hälfte des Zeichens für tausend (Φ). Das Zeichen X hatte schon im unteritalischen Griechisch den Lautwert eines X.

die Schriftzeichen nannten, gaben ihnen Aufschlüsse über das wunderbare Walten der höheren Mächte und „raunten" ihnen die Geheimnisse der Himmlischen zu.

Als Erfinder der Schreibkunst betrachteten die Griechen den Handelsgott Hermes, die alten Deutschen den Göttervater Wotan. Für eine so herrliche Gabe irdischen Ursprung anzunehmen, erschien den meisten undenkbar. Daneben finden wir freilich andere Angaben, z. B. in der griechischen Landschaft Böotien die Überlieferung, daß ein sagenhafter Einwanderer aus östlichen Gegenden, Kadmus mit Namen (phönicisch = Osten), die Schriftzeichen dorthin gebracht habe. Und dies entspricht der Wahrheit; denn unser Erdteil hat außer der christlichen Religion und zahlreichen anderen Errungenschaften höherer Gesittung auch die Segnungen der Schrift dem Morgenlande zu verdanken. Doch sind die Gelehrten noch nicht darüber einig, ob sie ihren Ursprung aus Ägypten, Babylonien oder Syrien herleiten sollen. Während man früher eine der erstgenannten Quellen für wahrscheinlich hielt, neigt man neuerdings mehrfach der Ansicht zu, daß sie in der syrischen Landschaft ausgebildet worden ist. Mag sie aber hier oder dort entstanden sein, auf alle Fälle gebührt dem rührigen, betriebsamen Handelsvolke der Phönicier das große Verdienst, sie den Griechen übermittelt und dadurch ihre Bekanntschaft bei den Römern, Galliern, Germanen und den übrigen Völkern Europas angebahnt zu haben. Was könnte deutlicher für die Abhängigkeit von phönicischen Vorbildern sprechen als die Namen der griechischen Buchstaben und die Laufrichtung der ältesten griechischen Schrift? Wenn wir jetzt von einem „Alphabet" reden, denken wir meist nicht mehr daran, daß dieser Ausdruck für die Gesamtheit der Lautzeichen aus den Benennungen der beiden ersten phönicischen Buchstaben aleph, Stier (= griechisch Alpha) und bet, Haus (= griechisch Beta) hergeleitet ist; noch ferner liegt uns, die wir an die kurzen lateinischen Lautbezeichnungen ce, de u. s. w. gewöhnt sind, der Gedanke, daß auch diese alle auf die volleren phönicisch-griechischen Namen (gimel, Kamel = Gamma, dalet, Thür = Delta u. s. w.) zurückgehen. Die altgriechische Gewohnheit aber, von der rechten nach der linken Hand hin zu schreiben, ist gleichfalls aus dieser Quelle geflossen, während sich der Übergang in den umgekehrten Brauch und damit die Umdrehung der Schriftzeichen selbst (ᴲ in E u. s. f.) aus Bequemlichkeits-

rücksichten erklären läßt. Man hat dabei auch an religiösen Einfluß gedacht, und an sich wäre das schon möglich, da die Griechen in Erwartung eines göttlichen Zeichens nach Norden blickten, also dabei die für heilig geltende Gegend des Sonnenaufgangs zur Rechten hatten. Aber wenn wirklich ein abergläubischer Gesichtspunkt für die Änderung maßgebend gewesen wäre, so erwartete man, daß er gleich von vornherein betont sowie daß die Neuerung schneller und ohne Zwischenstufe durchgeführt worden wäre. Das ist indes beides nicht der Fall. Denn während die ältesten bisher gefundenen Inschriften noch linksläufig geschrieben sind, zeichnete man die Gesetze Solons, die im 6. Jahrhundert gegeben wurden, entsprechend der Art auf, wie die Rinder beim Pflügen gehen, d. h. man schrieb die erste Zeile von rechts nach links, die zweite in umgekehrter Richtung, die dritte wieder von rechts nach links u. s. w., und erst hundert Jahre später war die nach rechts hin laufende Schrift in Attika völlig durchgedrungen. Der sicherste Beweis aber für die Übernahme des phönicischen Alphabets ist die Gestalt der Schriftzeichen selbst. Daß sie vollständig von denen der drei genannten alten Schriftarten abweichen, lehrt ein Blick auf die umstehende Tafel; aber ebenso unwiderleglich kann man aus dieser erkennen, wie ähnlich im ganzen die europäischen Buchstaben dem phönicischen Urbilde geblieben sind. Wohl haben die Römer, als sie die Schreibkunst von den griechischen Pflanzstädten Unteritaliens erlernten, Kleinigkeiten verändert, wohl haben sich auch unsere Altvordern, als sie im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die römischen Ansiedler an Rhein und Donau mit der neuen Kulturgabe beglückt wurden, manche Abweichungen gestattet, aber doch läßt sich aus den Lautbildern die ursprüngliche Gestalt noch mit Leichtigkeit herauslesen. Die stärkste Umwandlung haben die altdeutschen Runen erfahren, was sich zum Teil daraus erklärt, daß infolge der Sprödigkeit des zum Schreiben benutzten Buchenholzes alle Rundungen römischer Zeichen gemieden worden sind. Wenn man aber die Formen des b, c, h, r, s, i, t vergleicht, so wird man die Verwandtschaft mit den Lautzeichen römischer Inschriften nicht verkennen. Überdies hat das Runenalphabet für die Weiterentwickelung unserer Schriftzeichen keinen Einfluß ausgeübt; denn mit dem Auftreten des Christentums schwand es wieder dahin, ehe es in weitere Kreise dringen konnte.

	a	i	u	k	p	t
Japanisch:	ア	イ	ウ	カ (ka)	パ (pa)	タ (ta)
Persisch:	𐎠	𐎡	𐎢	𐎣	𐎱	𐎫
Ägyptisch:	𓄿	𓏭	𓏲	𓎡	𓊪	𓏏

	a	e	b	p	m	d
Phönicisch:	𐤀	𐤄	𐤁	𐤐	𐤌	𐤃
Altgriechisch:	A A	E E	B B	Π Π	M M	Δ
Altrömisch:	A A	E	B B	P	M	D

	c	t	b	r	s	h
Lateinisch:	C	T	B	R	S	H
Runen:	ᚲ	ᛏ	ᛒ	ᚱ	ᛊ	ᚺ

Griechisches und lateinisches Alphabet nach gewöhnlicher Druckschrift:

Α Β Γ Δ Ε F (Z) Η Θ Ι Κ Λ Μ Ν Ξ Ο Π Ϙ Ρ Σ Τ Υ Φ Χ(ch) Ψ Ω (Υ Z)
A B C D E F G H — I (K) L M N — O P Q R S T V — X (x) Y Z
α β γ δ ε ϝ (ζ) η θ ι κ λ μ ν ξ ο π — ρ σ τ υ φ χ ψ ω (υ ζ)
a b c d e f g h — i (k) l m n — o p q r s t uv — x — — y z

Antiqua- und Frakturschrift:

A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U V W X Y Z
a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u v w x y z
A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U V W X Y Z
a b c d e f g h i k l m n o p q r ſs t u v w x y z

Stenographische Zeichen nach Gabelsberger und telegraphische nach Morse:

a	e	o	k	p	t	l	m	n	f	w	h
ɾ	—	◡	◠	(	/	૭	ϑ	~	/	(	)
. —	.	— — —	— . —	. — — .	—	. — . .	— —	— .	. . — .	. — —	. . . .

Wie die frommen Sendboten, die in Deutschland das Evangelium predigten, mit den meisten übrigen altheidnischen Gebräuchen aufräumten, so auch mit den der Wahrsagerei und Zauberei dienenden Runen. An ihre Stelle traten Buchstaben-

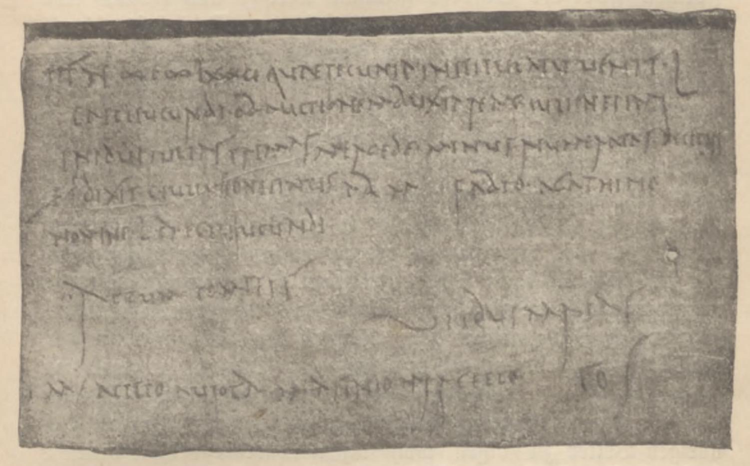


Abb. 1. Wachstafel aus Pompeji, eine Quittung enthaltend.
(Nach Petra, Tav. cer. di Pomp. IV, 3.)

formen, die teils aus der lateinischen Kursive (= laufend, schräg liegend), teils aus anderen im Interesse der Bequemlichkeit und Schnelligkeit erfolgten Umbildungen der alten Kapitalschrift (= Hauptschrift, große Schrift)*) hervorgegangen waren, wobei die Zeichen zum Teil gekürzt und unter die Linie gezogen wurden. Die weitere Entwickelung zeigt bei den verschiedenen germanischen Völkern manche Besonderheiten, von denen

---

*) Z. B. der Uncialschrift, die abgerundetere Zeichen hatte und ihren eigentümlichen Namen (von uncialis, zollhoch) einem Ausspruche des heiligen Hieronymus verdankt, welcher einmal seinen Tadel über die Zollhöhe der Buchstaben von Prachthandschriften äußert. Sie war im 4. christlichen Jahrhundert (vgl. die Veroneser Palimpseste und dazu die Abbildung unten S. 17) schon völlig ausgeprägt, die Kursive aber findet sich bereits auf zahlreichen pompejanischen Wachstafeln. Vgl. die oben stehende Abbildung mit einer Quittung, deren 3 letzte Zeilen lauten: Actum Pompeis. VI Idus Maias. M. Acilio Aviola M. Asinio Marcello Cos. (Consulibus).

für uns die bedeutsamsten diejenigen sind, die sich im Laufe des 13. Jahrhunderts in Deutschland herausbildeten: einmal die Schriftgattung, welche nach ihren Schöpfern Mönchsschrift, nach ihren eckigen, scharfwinkligen, die Rundung meidenden Formen gotische Schrift genannt wird*) und sodann eine andere, etwas flüssigere, die hauptsächlich dem Bedürfnis, schnell zu schreiben, entgegenkam. Aus jener ist unsere heutige Druckschrift, aus dieser unsere gegenwärtige Schreibschrift hervorgegangen.

Die letzte Wandelung vollzog sich zur Zeit des Wiederaufblühens der klassischen Altertumswissenschaft im 16. Jahrhundert. Denn damals übernahmen die Gelehrten die runden Zeichen, die wir jetzt in den Schulen als lateinische Schrift, in den Druckereien als Antiqua (d. h. alte) zu bezeichnen pflegen und die sich rasch über die westeuropäischen Länder ausbreitete, ja neuerdings auch die nördlichen (Schweden, Norwegen, Dänemark) so ziemlich ganz erobert hat, während wir Deutschen für den gewöhnlichen Gebrauch an den von jenen Staaten aufgegebenen eckigen Buchstaben festhalten. Wohl sind bedeutende Männer wie die Brüder Grimm dafür eingetreten, dem Beispiele der übrigen Völker zu folgen, wohl lassen neuerdings viele deutsche Gelehrte ihre Bücher in Antiqua drucken statt in Fraktur (d. h. gebrochener Schrift), aber in Bibel und Gesangbuch, Zeitungen und Zeitschriften, Romanen und Novellen, in Volks- und Schulbüchern, kurz in allen Schriften, die für die große Masse berechnet sind, werden die eckigen Buchstaben ebenso treu bewahrt wie in Briefen und anderen Schriftstücken, die aus den Händen der Laien hervorgehen. Kein Wunder, daß kerndeutsche Männer wie unser großer Reichskanzler Bismarck immer eine gewisse Vorliebe für die sogenannte deutsche Schrift gehabt haben. Und in der That scheinen die scharfkantigen Formen der Eigenart unseres Volkes am meisten zu entsprechen. Denn das rauhere Wesen des Deutschen steht in schroffem Gegensatze zur französischen Schmiegsamkeit, und vielleicht in keinem anderen Lande giebt es soviele „eckige" Menschen als in dem unserigen.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß sich bei uns in erster Linie die Mönche um die Entwickelung der Schrift

---

*) Vgl. den gotischen Baustil und französisch gothique, altväterisch, altfränkisch.

verdient gemacht haben. Sie waren in den ersten Jahrhunderten nach der Ausbreitung des Christentums in Deutschland fast die einzigen, die sich auf Lesen und Schreiben verstanden, und bewahrten dadurch viele unschätzbare Bücher des Altertums vor dem Untergange. Denn in der Stille der Klosterzellen wurde eifrig gearbeitet, einmal aus Neigung zur Sache und sodann, um der Langeweile zu steuern; ja in den meisten Klöstern gab es besondere Schreibstuben. Namentlich der Orden der Benediktiner that sich in dieser Beziehung rühmlich hervor und seit dem 14. Jahrhundert die Brüder vom gemeinsamen Leben oder die Brüder von der Feder, deren Vereinigung Gerhard Groote († 1384) zu Deventer in den Niederlanden gegründet hatte. Schon der alte Kirchenvater Hieronymus († 420) hatte den Mönchen die Weisung gegeben, die Zeit mit dieser nützlichen Beschäftigung auszufüllen, und der berühmte Abt von Fulda, Hrabanus Maurus († 856), ließ besonderen Unterricht darin erteilen. Trotzdem war es für viele eine saure Arbeit, dicke Werke vollständig abzuschreiben. Wenigstens können wir dies aus den Geständnissen schließen, die sie am Ende der Bücher hinzuzufügen liebten. Häufig ist die Äußerung, es sei ihnen zu Mute wie Seeleuten, die nach langer Fahrt über das Meer endlich in den ersehnten Hafen einlaufen, oder die Klage, daß sich durch anhaltendes Schreiben Schwäche der Augen und der Hände eingestellt habe. Anderswo findet sich neben der Namensunterschrift ein Ausdruck berechtigten Stolzes oder die Bitte um Schonung der Bücher und die bestimmte Erwartung eines himmlischen Lohnes für das Gott wohlgefällige Schreibwerk. Nur selten versteigt sich der Schreiber zu einem mutwilligen Scherze, z. B.: „Wem diese Schrift nicht will behagen, der mag an einem Knochen nagen." Wenn aber einmal die Drohung ausgesprochen wird, wer das Buch stehle, dessen Kehle „solle sich ertoben an einem Galgen oben", so sieht man daraus, wie großer Wert auf den Besitz so kostbarer Schätze gelegt wurde. Denn die entwendeten Exemplare ließen sich nicht so schnell wieder ersetzen wie die meisten Druckschriften der Gegenwart. Brauchte doch einst ein Mönch zur Abschrift des Neuen Testaments (278 Blätter) ein halbes Jahr, während durch die schriftliche Wiedergabe des Heldengedichts Parzival von Wolfram von Eschenbach zwei Schreiber fünf Jahre lang in Anspruch genommen wurden. Daß ein solches Werk den

Leuten, die es bestellten, viel Geld kostete, läßt sich denken. Dabei war die Gelegenheit, eine Bücherei durch Kauf zu vergrößern, außerordentlich gering. Denn die Mönche verwendeten in der Regel ihre Zeit und Kraft nur für die Bereicherung der Bücherschätze ihrer Klöster, und erst die Brüder vom gemeinsamen Leben machten aus dem Vervielfältigen von Schriftstücken ein Geschäft. Schreiber bürgerlichen Standes aber waren bis zum 13. Jahrhundert noch ziemlich selten; auch konnten diese nur deutsche Bücher kopieren; wer die Abschrift eines lateinischen haben wollte, mußte sich selbst an die Arbeit machen. Auch die Kanzleien der Fürsten wurden seit der Zeit Karls des Großen von Geistlichen bedient*), die dadurch oft zu hohem Ansehen und zu großer Macht gelangten. Die Ritter aber führten lieber das Schwert als die Feder und hielten sich im Bedarfsfalle einen des Schreibens kundigen Sekretär. Haben doch selbst bekannte Dichter wie Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein ihre Werke anderen zur Niederschrift diktieren müssen. Nicht einmal die Kaiser und Könige wußten immer mit der Feder umzugehen. Wohl vermochten die Merovinger, z. B. Chlodwig (481—516) wenigstens ihren Namen zu schreiben, aber den Karolingischen Herrschern ging diese Kunst größtenteils ab; doch hat Karl der Große (768—814) noch als Mann Schreibversuche gemacht. Auch in der Folgezeit standen sicherlich noch manche gekrönte Häupter mit der Feder auf gespanntem Fuße; sonst würden nicht die Geschichtsschreiber von einigen wie Heinrich IV (1056—1106) ausdrücklich das Gegenteil hervorgehoben haben. Was kann man da von den Bürgern und Bauern jener Zeit erwarten?

Erst mit der starken Zunahme des Handels und Verkehrs und dem Aufblühen des Handwerks wurde es im allgemeinen besser. Der Schulunterricht hatte jetzt nicht mehr wie in den alten Klosterschulen bloß die Aufgabe, den Kindern das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und anderen religiösen Lernstoff beizubringen, sondern man legte jetzt mehr Wert darauf, daß die Zöglinge lesen und schreiben lernten, weil sie es im praktischen

*) Damals war Pfaffe und Schreiber gleichbedeutend; clericus, Geistlicher, hatte denselben Nebensinn, und noch heute bezeichnet clerc in Frankreich den Schreiber bei einem Rechtsanwalt und englisch clerk einen Handlungscommis.

Leben für Briefe, Rechnungen, Quittungen u. a. verwenden konnten. Vereinzelt wurden schon im 13. Jahrhundert nach oberitalienischem Vorbilde Schreibschulen in größeren Städten namentlich Süddeutschlands eingerichtet; zahlreicher aber traten sie erst seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts auf. Bald gab es auch besondere Lehrbücher und Hilfsmittel, unseren Fibeln entsprechend, die gewöhnlich an die Bibel angeschlossen und darnach benannt wurden (Fibel ist mundartliche Nebenform von Bibel). Das älteste war der Modus legendi (Leseschule), der 1477 in Landshut erschien; andere folgten nach wie Valentin Ickelsamers Rechte Weise aufs kürzeste lesen zu lernen 1527. Erst jetzt hörte die Bekanntschaft mit der Schrift auf, eine Kunst im höheren Sinne zu sein, und wurde allgemeiner. Ein 1498 in Mainz veröffentlichtes Buch enthält die Angabe, alle Welt wolle jetzt lesen und schreiben, was sich wohl meist aus der Wiedererweckung des Studiums der alten klassischen Schriftsteller erklärt. Durch die Reformation und die Bibelübersetzung Luthers wurde dieses Bedürfnis noch erhöht. Studenten und Lateinschüler, die sich vor Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Bücher selbst abgeschrieben hatten, weil den nicht wissenschaftlich gebildeten Kopisten zahlreiche Fehler unterliefen, thaten dies auch am Ende des 15. und im 16. Jahrhundert noch oft aus Ersparnisrücksichten; Kaufleute und Handwerker aber fanden es fortan geraten, sich zum Besten ihres Berufes und Standes Schreibfertigkeit anzueignen. Freilich auf dem Lande sah es damals noch schlimm aus. Denn man hat berechnet, daß zu Luthers Zeit von 200 Landleuten nur einer seinen Namen schreiben konnte, die meisten also bei amtlichen Unterschriften drei Kreuze malen mußten, um anzudeuten, daß sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die Richtigkeit der gemachten Angaben bezeugten. Aber auch hier wurde es nach und nach besser, und so hat sich denn von Jahrhundert zu Jahrhundert die Zahl derjenigen, welche in den Elementen nicht zuhause sind, verringert. Die Zeiten sind längst vorüber, wo ein deutscher General wie Tiefenbach in Schillers Wallenstein seinen Namen nicht zu schreiben vermochte, und die öffentlichen Briefschreiber, die im Mittelalter auch bei uns eine große Rolle spielten, sucht man jetzt in deutschen Gauen vergeblich, während sie in Italien, Spanien und anderen südlichen Ländern noch gegenwärtig ihre Pulte auf belebten Plätzen oder Straßen auf-

stellen und für geringen Lohn jedermann zu Diensten stehen, sei es, daß sich die Braut einen Brief an ihren abwesenden Bräutigam schreiben oder der Bräutigam den von der Braut empfangenen vorlesen lassen will u. s. w. Wenn nun auch der Osten unseres Vaterlandes immer etwas hinter dem verkehrsreicheren und an alte Kulturländer grenzenden Westen zurückgeblieben ist, so hat doch die Zahl der Analphabeten, d. h. derer, die das Alphabet nicht beherrschen, dort in den letzten Jahrzehnten gewaltig abgenommen. Das kann schon der Bildungsstand der Rekruten beweisen. Denn von tausend zur Fahne Einberufenen konnten 1870 in Posen und Westpreußen etwa 140 weder lesen noch schreiben, in den Rheinlanden 8, in Schleswig 7*); 1880 stellte sich das Verhältnis dieser drei Gebiete 83:4:2 und 1890 33:0,5:0,2. In ganz Deutschland aber kommen jetzt auf tausend Menschen etwa fünf Nichtschriftkundige, gewiß ein günstiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß nur noch Norwegen, Schweden und Dänemark mit etwas günstigeren Ziffern (vier vom Tausend) voranstehen, während die übrigen Länder Europas sämtlich nachfolgen, zum Teil in weitem Abstande, wie Portugal, wo nicht weniger als 3/4 aller Bewohner mit den Elementen nicht vertraut sind.

Selbstverständlich wurden mit der Zunahme des schriftlichen Verkehrs, wenigstens was Handlichkeit und Bequemlichkeit der Benutzung anbetrifft, auch die Beschreibstoffe wesentlich vervollkommnet. Doch hatte darin das Altertum schon eine große Auswahl. Die Inder schrieben auf Palmblätter, die Römer aber angeblich auf Lindenbast (daher liber = Bast und Buch), ähnlich wie später die Kalmücken in Westasien auf Baumrinde.**) Die alten Deutschen bevorzugten, wie oben erwähnt, das Buchenholz; aber auch die beiden klassischen Völker machten nicht selten von dem Holz Gebrauch, was sich für die Römer noch an dem ursprünglichen Sinne des Wortes Codex, alte Handschrift (= caudex, Baumklotz), belegen läßt. Weit beliebter war freilich bei ihnen dieses Material, wenn es Tafelform hatte und mit einer Gips- oder Wachsschicht überzogen

*) Um dieselbe Zeit erschienen in der Rheinprovinz 400 Zeitungen in 92 Verlagsorten, in Schlesien aber 50 in 24 Verlagsorten.

**) Bekannt ist, daß die Russen bei ihnen ganze Bücher entdeckt haben, die aus beschriebener Baumrinde bestanden.

war. Mit jenem Überzuge benutzte man die Holzplatten gern für öffentliche Kundgebungen der Behörden, bei denen es nicht auf eine lange Haltbarkeit abgesehen war, mit diesem dagegen für den täglichen Gebrauch, namentlich beim Schulunterricht der Kinder, für Notizen, Briefe u. a. In letzterem Falle verband man, um die Worte bei Übersendung solcher Schriftstücke nicht verwischen zu lassen, zwei Tafeln, die auf der einen Seite erhabene Ränder und ein vertieftes, mit Wachs ausgefülltes Inneres hatten, durch Scharniere so, daß die zum Schreiben verwendeten Flächen aufeinander geklappt werden konnten (vgl. die Abb. S. 7 u. 23). Galt es aber, den Inhalt vor den Augen Unbefugter zu schützen, so band man sie obendrein mit Riemen oder Schnüren zusammen, die durch ein in der Mitte beider Holzflächen befindliches Loch gezogen, in einen Knoten geschürzt und dann versiegelt wurden. So war vermutlich der Uriasbrief Davids beschaffen, ähnlich auch ein Schreiben, das der am persischen Hofe lebende König Demarat von Sparta aus Asien in seine Heimat abschickte, nur daß dieser noch die Vorsicht gebrauchte, von einer Doppeltafel das Wachs abzukratzen, auf das darunter liegende Holz zu schreiben und dann wieder Wachs darauf zu streichen. Ein günstiges Geschick hat eine größere Zahl solcher Schreibtafeln, die wegen ihrer großen Billigkeit bald allgemeine Verbreitung fanden und bis ins Mittelalter hinein in Gebrauch waren, vor dem Untergange bewahrt, namentlich hat man gut erhaltene altrömische Exemplare in siebenbürgischen Goldbergwerken aufgefunden.

In gleicher Weise zusammengefaltet wurden die Bronzetafeln, die man ausgedienten römischen Soldaten beim Abschied überreichte und in denen die Urkunde über die erledigte Militärzeit und das Verzeichnis der gewährten Vergünstigungen enthalten war. Man nannte sie Diplome (= das Zweifache, Zusammengefaltete), ein Wort, das noch gegenwärtig für Zeugnisse und Beglaubigungsschreiben verwendet wird und auch dem Diplomaten und der Diplomatie den Namen gegeben hat. Ebenso wie dazu benutzte man die Bronze zu Gesetzestafeln, die öffentlich aufgestellt wurden und jahrhundertelang den Unbilden der Witterung Trotz bieten sollten, z. B. zur Aufzeichnung des berühmten Zwölftafelgesetzes, das die Römer im Jahre 451 und 450 ausarbeiten ließen und in dem das ganze nationale Gewohnheitsrecht des Volkes enthalten war. Blei als

Schreibmaterial war besonders üblich bei Anfragen an das Orakel und bei Verwünschungen und Flüchen gegen einen Lebenden, die man als Spende für die Gottheiten der Unterwelt in die Erde eingrub oder in Gräber legte. So wurden derartige Verfluchungstafeln um das Jahr 400 n. Chr. von den Wagenlenkern des Zirkus benutzt, um die Konkurrenten unschädlich zu machen (vgl. die beifolgende Abbildung)*); doch verschmähte man die Bleitafeln auch nicht bei größeren Schriftstücken, z. B. war auf solche ein Exemplar des altgriechischen Bauernkalenders aufgezeichnet, den Hesiod unter dem Namen „Werke und Tage" verfaßt hatte. Von anderen mineralischen Stoffen wurde besonders Thon und Stein zum Schreiben benutzt. Jener war namentlich im Morgenlande beliebt; so sind in den Schutthaufen von Ninive und Babylon, sowie unter den Trümmern ägyptischer Städte zahlreiche Thontafeln hervorgeholt worden, auf die man vor dem Verhärten der Masse Briefe, Quittungen u. a. eingeritzt hatte. Daher ist es ganz berechtigt, wenn Scheffel in seinem bekannten Liede vom schwarzen Walfisch zu Askalon sagt, der Kellner Schar habe in Keilschrift auf sechs Ziegelstein'n dem Gast die Rechnung dargebracht. Thönerne Tafeln, die zu Schulzwecken dienten, hat man in etruskischen Gräbern und Bruchstücke davon in Griechenland gefunden, während sich Schiefertafeln erst in mittelalterlichen Schulen nachweisen lassen. Viel häufiger hat der Stein Verwendung gefunden; er bildet das Hauptmaterial für die Inschriften des Morgenlandes. Auf Stein waren die zehn Gebote des Moses verzeichnet, aber auch zahlreiche Gesetze und Verträge griechischer Staaten und Städte; und wie die steinernen Grabdenkmäler Asiens mit Inschriften bedeckt waren, so auch die Wände ägyptischer Tempel, zum Teil wie in Edfu so stark, daß man viele Monate nötig hat, um alle die Aufzeichnungen der Priester zu lesen.

Noch gilt es derjenigen beiden Schreibmaterialien des Altertums zu gedenken, welche die großen Vorzüge der Haltbarkeit,

---

*) Diese Tafel hat eine Ausdehnung von 21 : 13 cm. Hier ist oben etwa der vierte Teil, auf dem der ägyptische Gott Osiris dargestellt war, weggelassen worden. Im übrigen zeigt die Tafel in der Mitte Seth mit dem Eselskopfe, unten eine von zwei Schlangen umwundene Mumie, sämtlich Beziehungen auf die Unterwelt. Verwünscht wird ein gewisser Kardelos.

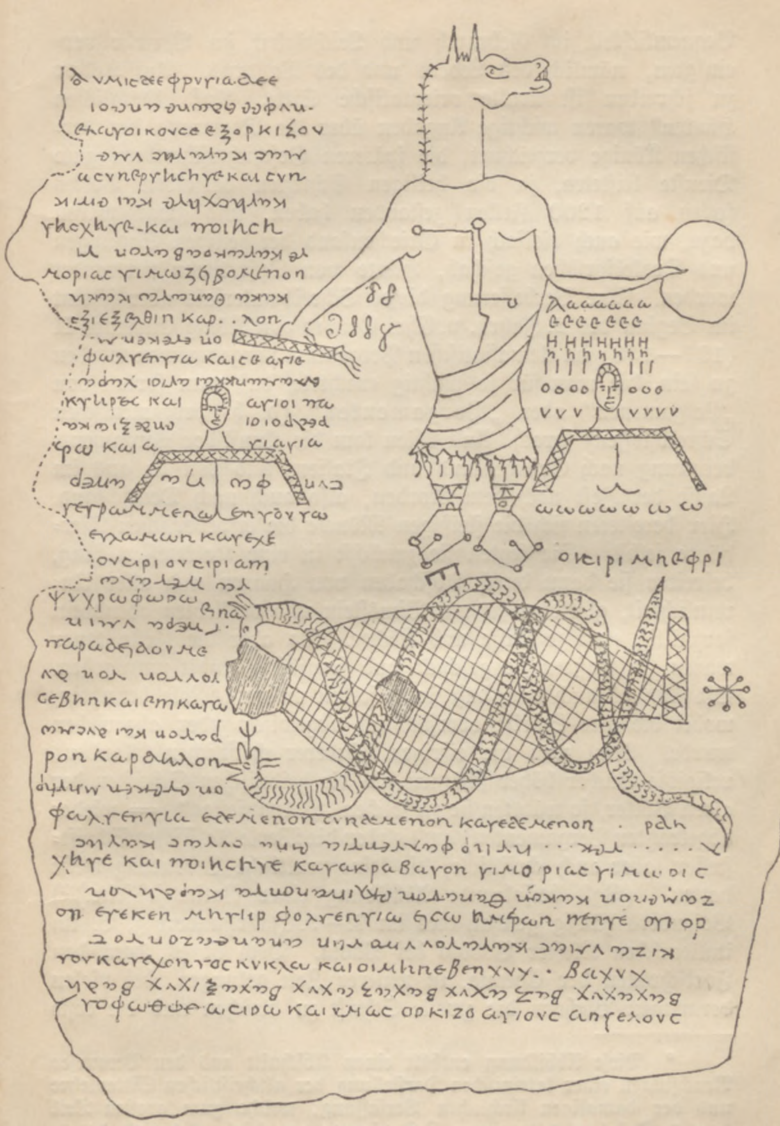


Abb. 2. Verwünschungstafel aus Blei (vgl. S. 14).
(Aus Wünsch, Sethian. Verfluchungstafeln.)

Bequemlichkeit im Gebrauch und Leichtigkeit im Verkehr vereinigten, nämlich des Leders und des Papyrus. Auf Leder zu schreiben ist uralte orientalische Sitte. Auf „königlichen Häuten" waren wichtige Angaben über die Regierung der persischen Könige verzeichnet, die späteren Geschichtsschreibern gute Dienste leisteten, ja die heiligen Schriften desselben Volkes sollen auf 1200 Fellen gestanden haben, und zwar waren dazu, wie auch vielfach in Griechenland bei heiligen Satzungen und Orakelsprüchen geschah, Häute von Opfertieren verwendet worden. Eine Verbesserung dieses Schreibmaterials aber scheint im Beginn des 2. Jahrh. v. Chr. Geburt von König Eumenes II (197—158) im kleinasiatischen Pergamum vorgenommen worden zu sein, die man für so wichtig erachtete, daß man fortan von „Pergamenen" oder „Pergamenten" (d. h. pergamenischen Schreibstoffen) sprach. Aus Asien kam die Kunst der Pergamentbereitung nach Griechenland und Italien, und von da aus im Laufe der Zeit nach dem Norden, also auch nach Deutschland. Hier bereiteten sich die fleißigen Mönche die erforderlichen Tierhäute selbst. Sie legten sie zunächst in eine Kalkwasserlösung, befreiten sie dann durch Abschaben von Haaren und aller Unreinlichkeit, glätteten sie mit Bimsstein und verklebten obendrein sorgfältig etwaige Risse und Löcher. Da aber die Felle teuer waren, so wußten sie geschickt und sorgfältig damit umzugehen. Oft kam es auch vor, daß sie dieselben mehrere Male benutzten, wobei die alte Schrift oberflächlich abgewischt oder abgerieben wurde. Weil nun die eifrigen Förderer christlichen Glaubens religiöse Bücher höher schätzten als die heidnischen Schriften der alten Völker, so wählten sie zu solchen „Palimpsesten" (= wieder abgekratzten Pergamenten) am liebsten die Werke klassischer Schriftsteller, aber auch christliche, die keine praktische Bedeutung mehr hatten. (Vgl. beifolgende Abbildung einer Palimpsestseite.)*) Besonders häufig geschah dies im 7.—9. Jahrhundert z. B. im italienischen Kloster Bobbio bei Pavia. Doch ist es, dank den Fortschritten der Chemie, in neuerer Zeit gelungen, bei vielen derartigen Büchern die zweite Schrift zu bleichen und die erste

---

*) Diese Abbildung enthält einen Abschnitt aus den Veroneser Bruchstücken einer lateinischen Darstellung der altchristlichen Sittenlehre und der damaligen kirchlichen Verfassung, welche zum großen Teil dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört. Es sind davon 80 Palimpsestseiten zu rund tausend Buchstaben erhalten.

wieder lesbar zu machen, wodurch nicht wenige Bruchstücke des Cicero, Livius, Sallust u. a. lateinischer Schriftsteller der Wissenschaft wieder gewonnen worden sind. Natürlich hatten nicht alle

Abb. 3. Stück a. d. Veroneser Palimpsest (vgl. S. 16 Anm.). Nach einer Photographie.

Pergamentgattungen gleichen Wert; am geringsten schätzte man die dicken Häute der Rinder und Schweine, am höchsten die dünnen von ungeborenen Lämmern, nächstdem die Felle von Kälbern, Schafen oder Ziegen. Eine Erinnerung daran hat sich in dem französischen Ausdruck „Velin" für ein feineres Papier erhalten, der auf altfranzösisch veel = lateinisch vitellus, Kalb zurück=

geht, während es in der Redensart „das geht auf keine Kuhhaut" nicht auf die Güte, sondern auf die Größe der Schreibfläche ankommt. Wollte man jedoch dem Pergament ein besonders schönes Aussehen verleihen, so färbte man es mit Purpur. Zuerst erwähnen diesen Brauch römische Schriftsteller aus der Zeit des Kaisers Augustus, am häufigsten aber wurde er ausgeübt von den Mönchen, wenn es galt, eine kostbare Bibel herzustellen, wie gar manche sorgfältig gehütete Schätze unserer Bibliotheken beweisen können. Als die Schreibkunst auch außerhalb der Klöster Pflege fand, entstand das Gewerbe der Buchfeller oder Pergamenter (= Pergamentenmacher), das bereits am Ausgang des 12. Jahrhunderts nachweisbar ist und eine Spur seines Daseins in den heutigen Familiennamen Buchfeller, Permetter und Perminter (vgl. mittelhochdeutsch permint, Pergament) zurückgelassen hat.

War das Pergament ein tierischer Stoff, so der Papyrus ein Erzeugnis der Pflanzenwelt. Er wurde aus einer Staude gewonnen, die namentlich in Ägypten wuchs, aber auch an feuchten Stellen Syriens, Palästinas und anderer Länder vorkam. Um Schreibmaterial zu erhalten, entfernte man von dem dreikantigen Schafte des unten armstarken Gewächses zunächst die Rinde, zerschnitt dann das Zellgewebe mit einem scharfen Werkzeuge in feine Schichten, übergoß die so geschaffenen schmalen, langen Streifen mit Nilwasser, legte sie auf Bretter dicht nebeneinander und breitete darüber rechtwinklig eine zweite, ebenfalls naß gemachte Schicht aus, die sich nach Bestreichung mit Pflanzenleim unter der Presse so fest mit der ersten verband, daß sie, getrocknet und geglättet, vorzüglich zur Aufnahme von Schriftzeichen geeignet war; doch wurde immer nur die eine Seite beschrieben. Die Höhe der so fertig gestellten Blätter betrug $1/5$—$1/3$ m, die Breite in der Regel $1/4$—$1/2$ m*). Gewöhnlich wurden sie zusammengerollt, wonach die Römer auch ihre Bezeichnung für den Band (volumen = Rolle) gewählt haben. Und wenn wir jetzt von einer Steuerrolle oder Stammrolle reden**), so lassen wir noch die alte Sitte, die Bücher aufzurollen statt sie aufzuschlagen, durchschimmern. Nach

*) Die längste bisher gefundene Papyrusrolle ist der Papyrus Harris im Britischen Museum, der aus der Zeit Ramses III (Mitte des 13. Jahrhunderts v. Chr.) stammt.

**) Vgl. auch Kontrolle = französisch contrôle aus contre — rôle, Gegenrolle, die angelegt wird, um die Richtigkeit der Rolle zu sichern.

der Güte unterschied man eine Reihe von Papyrusgattungen, die entweder nach den ägyptischen Ursprungsorten (Papier von Sais, Tanis) oder nach den römischen Kaisern und Kaiserinnen (Papier des Augustus, des Claudius, der Livia, Gemahlin des Augustus) benannt wurden. Ägypten aber blieb fast bis zum Untergange des römischen Reichs der Haupthandelsplatz für diese Marktware. Dort wurde sie auch am frühesten zum Schreiben verwertet. Denn es sind uns solche Schriftstücke aus der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christi Geburt bekannt, aber es werden auch schon auf altägyptischen Wandgemälden Schreiber dargestellt, die Papyrusrollen in den Händen haben. So erklärt sich, daß die griechischen Namen für das neue Erzeugnis aus dem Nilgebiete entlehnt wurden; denn man wird kaum fehl greifen, wenn man annimmt, daß Papyros, Byblos und Chartes in Ägypten heimatsberechtigt sind. Diese drei Ausdrücke aber sind durch Vermittelung der Römer in die meisten europäischen Sprachen übergegangen. So geht unser Wort Bibel (= griechisch biblion, Buch d. h. Buch der Bücher) zurück auf byblos; ferner ist lateinisch charta (= griechisch chartēs) das Stammwort von Karte und papyrus (= griechisch papyros) das von Papier, wiewohl man jetzt damit etwas ganz anderes bezeichnet.*) Freilich über die Zeit der Entlehnung jenes neuen Beschreibstoffes haben wir keine genauen Angaben. Die bekannte Erzählung, ein ägyptischer König hätte aus Furcht, daß die Alexandrinische Bibliothek von der Pergamenischen überflügelt werden möchte, bei Beginn des 2. Jahrhunderts die Ausfuhr des Papyrus verboten und dadurch das Emporblühen der kleinasiatischen Pergamentfabrikation veranlaßt, kann uns lehren, daß damals die Erfindung der Ägypter den Griechen Kleinasiens bekannt war; ferner wissen wir aus andern Quellen, daß Papyrus um 450 in Athen, wenn auch nur zu hohem Preise, gekauft wurde. In Italien aber ist der erste, der seiner gedenkt, der Dichter Ennius (239—169). Wann er in Deutschland auftritt, wissen wir nicht zu sagen; so viel jedoch steht fest, daß sein Gebrauch in allen Kulturländern seit dem 6. Jahrhundert allmählich abnahm und etwa 500 Jahre später fast ganz erlosch. Das an seine Stelle tretende **Papier** aber erhielt nunmehr seinen Namen.

*) Dagegen ist nicht ägyptischen, sondern griechischen Ursprungs der Ausdruck Zettel (= lat. schedula, griech. schidē, Schnitzel), womit man einen Abschnitt oder eine Lage von Papyrus meinte.

Dessen Erfindung geht wie manche andere wichtige Errungenschaft (z. B. Porzellan, Kompaß, Tusche) auf die Chinesen zurück, nur daß diese statt der Lumpen Gras und Bambusrohr verfilzten. Die Bekanntschaft der Mittelmeerländer mit dem neuen Beschreibstoffe wurde durch die Araber vermittelt*), die ihn bei der Belagerung von Samarkand (704) kennen gelernt und zuerst in Damaskus aus Baumwolle hergestellt haben sollen. Im Laufe des 9. und der folgenden Jahrhunderte wurde seine Fabrikation in den arabischen Gebieten Nordafrikas, in Sicilien, dem festländischen Italien (Genua) und Spanien eingebürgert, in Deutschland noch vor dem Jahre 1300, wahrscheinlich von Italien her.**) Denn die ersten Erzeugungsstätten, die wir in unserem Vaterlande nachweisen können, sind in den süddeutschen Orten Kaufbeuren, Nürnberg, Augsburg und Mainz gegründet worden, also in solchen, die meist lebhafte Handelsbeziehungen zu Oberitalien unterhielten; auch wurden die Geschäfte mehrfach — wenigstens gilt dies von dem des Ullman Stromer zu Nürnberg — von eidlich verpflichteten italienischen Arbeitern betrieben. In Mitteldeutschland waren die ältesten Herstellungsplätze die Klöster zu Grimma, Pforta, Meißen, Merseburg u. a.; später legten hier auch Städte und Fürsten eigene „Papierhäuser" an. Zu den bedeutendsten Papierfabriken, die unser Vaterland während des Mittelalters besaß, gehört die zu Ravensburg in Schwaben; ihre Erzeugnisse gingen sogar ins Ausland. Auch hat sie sich durch die Verbesserung der Fabrikation große Verdienste erworben. Während man bis etwa 1300 die Baumwollen- oder Leinenfasern in Mörsern zerstampfte, wurden dort zuerst Mühlen für die Zubereitung benutzt und durch Siebe aus Messingdraht eine bessere Verfilzung der rohen Masse möglich gemacht. Bald erzielte man auch eine größere Weiße des Papieres, seitdem statt des Stärkekleisters tierischer Leim und Weizenstärke zur Herstellung gebraucht wurde. Freilich bezog man noch lange Zeit feinere Papiersorten aus Italien, und noch 1470 verschrieben sich

---

*) Aus arabischer Quelle stammt auch der Ausdruck „ein Ries" Papier.

**) Doch war es schon lange vorher in Deutschland bekannt als italienischer Ausfuhrartikel, wurde auch noch im 14. und 15. Jahrhundert zum Teil aus den Papierfabriken von Mailand, Venedig, Florenz, Bologna, Parma, Padua, Treviso u. a. bezogen.

Baseler Kaufleute, um eine trefflichere Marke fertigen zu können, ausländische Arbeiter. Die Sitte, das Papier mit Drahtgeflechten aus Bütten oder Bottichen zu „schöpfen“, blieb bestehen bis Anfang unseres Jahrhunderts*), wo die Fabrikation mit Maschinen aufkam. Dies geschah in Frankreich 1811, in Deutschland 1819.

Mit der riesigen Zunahme des Papierverbrauchs, die namentlich seit der Mitte dieses Jahrhunderts eintrat, stellte sich die Notwendigkeit heraus, auch nach andern Fabrikationsstoffen zu suchen. Dank der Erfindung des Sachsen Gottfried Keller (1845) hat man die Holzfaser zu diesem Zwecke verwerten lernen, die ursprünglich durch Schleifmühlen, jetzt auch auf chemischem Wege zerkleinert wird, und neuerdings sind dazu noch andere Ersatzstoffe wie Stroh gekommen, die in größerer oder geringerer Menge den Lumpenfasern beigemischt werden. Für Brief- und Schreibpapier ist der Zusatz gering, dagegen für Zeitungs- und Packpapier oft sehr beträchtlich; Papiere für Druckschriften halten die Mitte. Die dadurch verursachte Billigkeit des Materials aber hat eine solche Zunahme des Bedarfs zur Folge gehabt, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Nordamerika ein jährlicher Papierverbrauch von 8 kg, in England von 6, in Deutschland von 5 und in Italien von $3\frac{1}{2}$ kg kommt.**) Aber mit der Menge ist die Güte nicht gewachsen; im Gegenteil, durch den Zusatz von Holzteilen hat sich die Haltbarkeit wesentlich verringert. Als das Lumpenpapier aufkam, fürchtete man, es würde den Jahrhunderten nicht Trotz bieten können. Daher verordnete Kaiser Friedrich II. im Jahre 1231, es sollte zu amtlichen Urkunden nur Pergament genommen werden, eine Sitte, die sich bei wichtigen Schriftstücken über das Mittelalter hinaus, in England bei besonderen Veranlassungen bis in unser Jahrhundert erhalten hat. Genau dasselbe erleben wir in unserer Zeit wieder. Denn in den letzten Jahren haben verschiedene Regierungen die Bestimmung getroffen, daß Behörden das Holzfaserpapier wegen seiner geringen Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung des Lichts nicht zu den Akten verwenden sollen.

---

*) Noch jetzt kann man an alten Schriftstücken die durch die Herstellungsart verursachten Rippen deutlich wahrnehmen.

**) Die jährliche Papiererzeugung der Erde soll zur Zeit 2 260000 Tonnen betragen, die Tonne zu 1000 kg.

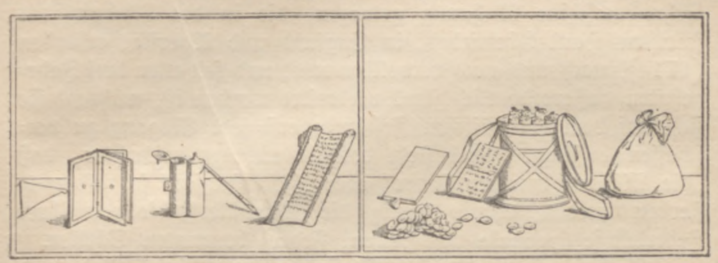
Ebenso mannigfaltig wie die Beschreibstoffe sind die zur Erzeugung der Schrift verwendeten Werkzeuge. In die Steine hieb man Inschriften mit dem Meißel, in Metall, Thon und Holz ritzte man die Buchstaben mit einem spitzen Instrumente ein. Daher hat englisch write, ritzen die Bedeutung schreiben angenommen, daher sprechen auch wir noch von einem Grundriß, Reißbrett, Reißzeug, obwohl wir jetzt nicht mehr Linien und Schrift „reißen", wie unsere Altvordern ihre Runen. Auch die Wendung Possen reißen knüpft noch an diesen Gebrauch an, da der ursprüngliche Sinn der Redensart ist seltsame Figuren einritzen. Und vergleicht man die Grundbedeutung der Wörter, womit man in anderen Sprachen das Schreiben bezeichnet, z. B. von griechisch graphein (verwandt mit kerben) und lateinisch scribere, so ergiebt sich, daß auch sie zunächst nur das Einkerben zum Ausdruck bringen, wie es auf dem altdeutschen Kerbholz vorgenommen wird, einer Einrichtung, Trink- und andere Schulden zu notieren, die sich in manchen Gegenden unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart erhalten hat*). Entsprechend der hervorragenden Bedeutung, welche die Wachstafel unter den Beschreibstoffen des Altertums hatte, bildete ein sehr wichtiges Schreibgerät jener Zeit der metallene oder beinerne Griffel. Er war an dem einen Ende mit einer Spitze zum Einritzen der Zeichen, an dem andern mit einer breiten Fläche versehen, die gleich einem Falzbein alle Unebenheiten wieder beseitigen konnte. (Vgl. die beifolgenden Abbildungen römischer Schreibgerätschaften.) An ihn erinnern noch mehrere Ausdrücke unserer Sprache. Denn Stil (= Eigenart der Darstellung) bezeichnet von Haus aus den Schreibgriffel, und das Wort Punkt, oder wie es eigentlich heißt, punctum (vgl. die Redensart: Punktum, Streusand drauf!) den Stich, den man am Schlusse eines Abschnitts mit dem Griffel in das Wachs machte**).

Andere Schreibmittel fanden bei Pergament, Papyrus und Papier Verwendung. Hier trug man die Buchstaben entweder mit dem Pinsel auf, wie noch jetzt in China und Japan, oder gewöhnlicher mit einem Stück Schilfrohr, das man vorn mit dem Federmesser beschnitten und gespalten sowie an der Schnittfläche mit Bimsstein geglättet hatte. Man bezog es, da die

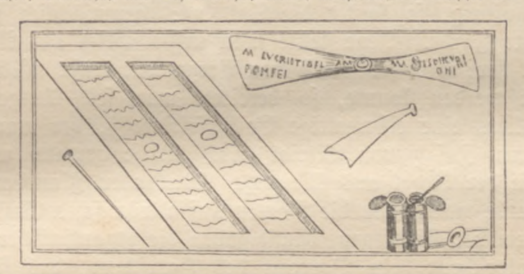
*) Vgl. auch die Wendung: Er hat etwas auf dem Kerbholze.

**) Dieselbe Grundbedeutung hat das Wort Centrum (Mittelpunkt eines Kreises) = das Gestochene.

meisten Rohrarten zu schwammig waren und sich nicht gut zum Schreiben eigneten, vornehmlich aus Ägypten oder aus Knidus im kleinasiatischen Karien. Gänsefedern zum Schreiben werden zuerst im 5. Jahrhundert erwähnt, haben sich aber bis ins 19. Jahrhundert erhalten, Metallfedern, die man schon während des Mittelalters im Morgenlande gekannt zu haben scheint,



Wachstafel, Tintenfaß mit Schreibrohr, Rolle, Rechentafel u. Kapsel mit Rollen



Griffel, Doppeltafel, adressierter und gesiegelter Papyrusbrief, Tintenfaß.
Abb. 4. Römisches Schreibgerät auf pompejan. Wandgemälden.
(Nach Mus. Borb. I, 12, 1. 3 und Schreiber, Kulturh. Bilderatl. XCI, 5.)

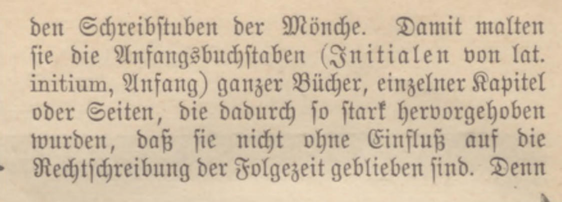
lassen sich in Europa erst im 16. Jahrhundert nachweisen. Doch fanden die Messingfedern, die man damals an mehreren Orten Süddeutschlands herstellte, wenig Anklang; denn immer kehrte man wieder zum Kiele zurück, dem daher Rückert mit Recht eine große Gewalt zuschreiben konnte*). Erst die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem französischen Mechaniker Arnoux gefertigte Feder bewährte sich, wurde aber nicht vor dem Jahre 1830 fabrikmäßig hergestellt. Damals entstanden die ersten englischen Betriebe in Birmingham, denen

*) „Drei Kiele (Schiffs-, Vogel- und Federkiel) kenn' ich, die gewaltig sind".

sich im Laufe der Zeit andere anschlossen; so wurden bereits Anfang der sechziger Jahre in der Berliner Fabrik von Heintze und Blankertz jährlich etwa 52 Millionen Stück gemacht, während zu derselben Zeit aus französischen Werkstätten achtmal, aus englischen dreißigmal mehr hervorgingen. Dem gesteigerten Briefverkehr der Neuzeit hat man durch die Konstruktion einer Schreibmaschine Rechnung getragen, die in den Ländern des stärksten Handelsbetriebes, in England und Amerika, erfunden (1714), nach und nach vervollkommnet und seit etwa drei Jahrzehnten außerordentlich stark verbreitet worden ist, während sie sich auf dem europäischen Festlande erst jetzt Eingang zu verschaffen anfängt. Doch steht deshalb nicht zu befürchten, daß „die Männer von der Feder" oder „Federfuchser" so bald aussterben werden, ebenso wenig die „Pennäler", die von ihrer Federbüchse (pennale von penna, Feder) benannten Schüler.

Fragen wir nun, welche Stoffe man mit Pinsel, Rohr und Feder auftrug, so lautet die Antwort: hauptsächlich schwarze oder rote Farbe. Jene stellte man ursprünglich aus Ruß und Gummi her; weil sie jedoch von Pergament leicht wieder weggewischt werden konnte, so bereitete man seit Ausgang des Mittelalters eine eisenhaltige Gallapfeltinte*), der man später noch einen Zusatz von Vitriol gab. Diese gewann man dagegen in der Regel aus Mennige, Rötel oder Zinnober. Mit roter Farbe malte man die Namen auf altrömischen Grabmälern z. B. dem der Scipionen, damit gaben die byzantinischen Kaiser ihre Unterschrift, ein Vorrecht des Herrschers, das sie sorgfältig hüteten, damit schrieben die Römer schon im 2. Jahrhundert vor Chr. Geb. die Überschriften der Gesetzeskapitel, um sie stärker hervortreten und jedem in die Augen springen zu lassen; von dem lateinischen Ausdruck rubrica (Rötel) aber, der für solche Titel üblich war, stammt unsere Bezeichnung Rubrik; denn das Wort nahm allmählich den Sinn von Abschnitt an. Und wenn wir noch immer in unseren Kalendern die Feste mit rotem Druck angegeben finden oder etwas „rot im Kalender anstreichen", so ist dies als Überrest jener Sitte aufzufassen. Reichere Verwendung als im Altertum fand die rote Farbe in

*) Das Wort Tinte ist entlehnt aus lat. tincta, Gefärbtes, Buntes, französ. encre aus lat.-griech. encaustum, Eingebranntes, einem ursprünglich der Wachsmalerei angehörigen Ausdruck, bei der die Farbe mit flüssigem Wachs eingebrannt wurde. Schreiben ist entlehnt aus lat. scribere.



den Schreibstuben der Mönche. Damit malten sie die Anfangsbuchstaben (Initialen von lat. initium, Anfang) ganzer Bücher, einzelner Kapitel oder Seiten, die dadurch so stark hervorgehoben wurden, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Rechtschreibung der Folgezeit geblieben sind. Denn



Abb. 5. Initial a. d. Leipzig. Matrikel. (N. d. Ausg. v. Erler.)

wenn wir jetzt die Hauptwörter abweichend von anderen europäischen Völkern mit einem großen Buchstaben beginnen, so ist dies in letzter Linie auf jene Sitte zurückzuführen. (Vgl. die obige Abb. eines Initials aus der Matrikel [Studentenverzeichnis] der Universität Leipzig.) Damit schufen sie endlich die herrlichen Miniaturen (d. h. aus Mennig, minium, hergestellte Bilder), die zur Zierde ihrer Handschriften an bedeutsamen Stellen eingefügt wurden. Deren Ursprung geht auf Ägypten zurück; von hier wurde der Brauch, man weiß nicht auf welchem Wege, nach Irland und England gebracht und dann durch die christlichen Glaubensboten in Deutschland verbreitet.

her walther vō der Vogelweide.



Abb. 6. Walther von der Vogelweide. Miniatur a. d. Manessesehen Liederhandschrift (Nach Könnecke, Bilderatlas zur Gesch. d. deutschen Nationallitteratur, Titelbild.)

Allmählich erlangte die Kunst eine große Vervollkommnung, so daß aus dem Beiwerk von Ranken, Blütenzweigen, Vögeln, Fischen, Schlangen u. s. f., womit man von Haus aus die Anfangsbuchstaben und Ränder eingefaßt hatte, selbständige Gemälde wurden, die zuweilen ganze Seiten bedeckten. Wer so farbenprächtige Bilder betrachtet, wie die Darstellung Walthers von der Vogelweide in der Heidelberger Liederhandschrift (vgl. die beifolgende Abbildung S. 26), kann die Worte begreifen, die der Überarbeiter des Nibelungenliedes am Ende des 12. Jahrhunderts von Siegfried gebraucht, als er Kriemhild zum ersten Male gesehen hat: „Da stand der Minnigliche, der Held von Niederland, als hätt' ihn eines Meisters kunstgeübte Hand auf Pergament entworfen. Man mußte wohl gestehn, daß also stolze Helden man in der Welt noch nie gesehn." Allmählich stellte man auch andere Farben als die rote in den Dienst des Bücherschmuckes, besonders Lichtblau, dessen Verwendung aller Wahrscheinlichkeit nach von Italien her in Deutschland bekannt wurde. Seit dem 12. Jahrhundert wurden die Miniaturen gewöhnlich rot und blau gemalt. Die Sitte des „Illuminierens" und „Rubricierens" der Bücher aber erhielt sich noch über Gutenbergs Zeit hinaus, wo der Buchdruck beides übernahm (vgl. unten S. 54 und die Abbildung eines Holzschnittinitials von Holbein aus dessen „Totentanzalphabet", sowie die Wiedergabe einer Seite aus der Lutherbibel mit dem den König David darstellenden Holzschnitt). Denn noch in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts zahlte der kursächsische Hof hohe Summen für Miniaturen, z. B. einmal „1 Schock 20 Groschen" für 84 Buchstaben zu „malen und illuminieren".

Für besonders kostbar galt Gold- und Silberschrift, zumal auf purpurfarbigem Pergament. Sie läßt sich zuerst im byzantinischen Reiche nachweisen, wo sie auch stark verbreitet war; doch wurde sie sehr bald in Italien und anderen westeuropäischen Ländern eingeführt, aber eifrig gepflegt namentlich im Martinskloster zu Tours, der Stätte, wo Ende des 8. Jahrhunderts der berühmte Alcuin wirkte. Wenigstens sind die Prachthandschriften aus der Zeit Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen nach dem Urteile von Fachkennern unübertreffliche Meisterstücke der Schriftmalerei. Wir besitzen noch eine Anzahl solcher goldener und silberner „Codexe" (alter Handschriften), welche meist die Evangelien oder die Psalter oder die ganze

Bibel in der lateinischen Übersetzung enthalten: Ein goldener aus dem 8. Jahrhundert befindet sich z. B. in der Bibliothek des Louvre zu Paris, einer aus dem 9. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu München, einer aus dem 10. Jahrhundert in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, ein silberner aber unter andern in der Universitätsbücherei von Upsala. Er ist besonders wertvoll, weil er das größte auf uns gekommene Schriftstück der gotischen Sprache enthält, die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas (etwa 311—381). Darum hat er auch die Habgier verschiedener Männer erregt und wechselvolle Schicksale gehabt. Im 6. Jahrhundert in Italien geschrieben, war er lange Zeit im Gebrauche des Westgotenvolkes, verschwand aber im 9. Jahrhundert gänzlich und wurde erst im 16. wieder in einer westfälischen Abtei entdeckt, kam von da nach Prag und im dreißigjährigen Kriege durch den schwedischen General Königsmark nach dem Norden.

Bisher haben wir nur der flüssigen Farben gedacht, die man mit der Feder oder dem Pinsel auftrug*); doch giebt es auch feste, die man zum Teil schon im klassischen Altertum beim Schreiben verwendet hat. Den Rotstift (cerula miniata) erwähnt schon Cicero in ähnlichem Sinne wie wir; denn er spricht in Briefen an seinen Freund Attikus aus, daß er sich vor dessen Rotstift (= Kritik seiner Schriften) fürchte; die Kreide aber (= lateinisch creta), benutzte man z. B., um das Ziel in der Rennbahn damit zu bezeichnen, während sie neuerdings besonders bei Wirten beliebt ist, die Zechschulden „ankreiden“ und gelegentlich wohl auch einmal mit „doppelter Kreide“ schreiben oder ein X(x) für ein V(u) machen (d. h. eine römische 10 für eine römische 5), um sich für das zu entschädigen, was sie bei faulen Zahlern „in den Schornstein schreiben“ müssen. Dagegen war der Schieferstift, dessen sich unsere Schulkinder bedienen, den klassischen Völkern unbekannt, ebenso wenig benutzten sie zum Liniieren oder Schreiben die Bleifeder. Sie ritzten vielmehr die Linien (= lat. linea) mit dem

*) Unsere Zeit kennt auch unsichtbare oder sympathetische Tinten, die erst nach Verlauf einiger Zeit oder nach Anwendung bestimmter Mittel lesbar werden. Wenn man z. B. mit einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd weißes Papier beschrieben hat, kann man die Worte dadurch hervorlocken, daß man das Blatt einige Sekunden in ein mit Ammoniakdämpfen gefülltes Gefäß steckt.

Griffel, nachdem sie mit dem Zirkel die Abstände ausgemessen und das Lineal zurecht gelegt hatten. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts zog man die Reihen gern mit Tinte, daneben verwendete man aber zu diesem Zwecke schon Blei oder eine Mischung von zwei Teilen Blei und einem Teile Zinn, seit etwa 1400 auch Stifte, deren Spitzen aus Silber hergestellt waren. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lernte man den Graphit als Schreibstoff kennen und schätzen, nannte aber die daraus verfertigten Geräte Bleistifte, als ob sie noch aus Blei bestünden. Sie wurden zuerst in englischen Fabriken erzeugt und mit der jetzigen Holzumhüllung versehen; seit etwa 1680 erschienen sie auf deutschem Boden, und bald stellte man sie hier selbst her. Bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts bestanden Werkstätten in der Umgegend von Nürnberg, die noch gegenwärtig den Hauptsitz dieser Industrie bildet, und jetzt fabriziert unser Vaterland die meisten Graphitstifte unter allen Ländern der Erde. Zu dem großen Aufschwunge aber, den die Herstellung dieses Schreibmittels in den letzten Jahrzehnten genommen hat, trägt nicht bloß das gesteigerte Bedürfnis bei, sondern vor allem der Umstand, daß es einem finnischen Kaufmanne 1842 gelang, in Sibirien bedeutende Graphitlager aufzudecken, die bis jetzt 33000 Centner dieses kostbaren Minerals geliefert haben. Den Hauptteil davon bezieht die Gegend von Nürnberg, wo zur Zeit in etwa 25 Fabriken jährlich 250 Millionen Bleistifte hergestellt werden; die meisten Gruben aber hat sich die weltbekannte Firma Faber gesichert.

Um nun geschriebene Worte wieder zu entfernen, brauchte man bei der Rußtinte des Altertums nur mit einem feuchten Schwamme über das Pergament hinzuwischen. So erklärt sich der lateinische Ausdruck „in den Schwamm fallen" für unbrauchbar sein, in den Papierkorb wandern, eine Wendung, deren sich sogar einmal der Kaiser Augustus für ein ihm wenig gelungenes Trauerspiel bedient hat. Nicht so einfach war es, die mittelalterliche Gallapfeltinte wieder zu entfernen; hier mußten stärkere Mittel angewandt werden, besonders das Radieren (= lat. radere, schaben) mit dem Schabmesser; erst neuerdings hat man dazu auch Säuren herangezogen, während der Gummi mehr zur Beseitigung von Bleistiftschrift in Anspruch genommen wird.

Noch gilt es anhangsweise zweier besonderer Schriftgattungen zu gedenken, die wir bisher nicht berücksichtigt haben,

der Stenographie oder Kurzschrift und der Telegraphie oder Fernschrift. Der erste Versuch in jener, den wir kennen, stammt aus der Mitte des 4. Jahrhunderts vor Chr. Geb. und besteht in einem stenographischen System, das der Verfasser, in Stein gehauen, auf der athenischen Burg zur öffentlichen Kenntnis gebracht hat. Die Kürzung beruht darauf, daß an den Selbstlauten, die das Gerippe des Wortes bildeten, alle Mitlaute angedeutet wurden und zwar durch zwei Arten von Strichelchen, die man bald oben, bald in der Mitte, bald unten an die Vokalzeichen anfügte. Diese Schreibweise scheint sich jedoch nicht bewährt zu haben; wenigstens hören wir in späterer Zeit nichts wieder davon. Brauchbarer war die Erfindung der Römer. Schon frühzeitig hatten diese manche häufig vorkommenden Bezeichnungen mit dem bloßen Anfangsbuchstaben wiedergegeben, so Vornamen wie Markus (M.) und Lucius (L.), aber auch andere Ausdrücke, so daß z. B. A für die Hauptwörter ager (Acker), amicus (Freund), annus (Jahr), animus (Geist), für die Zeitwörter absolvo (ich spreche frei), ajunt (sie sagen), für die Umstandswörter aliquando (einst), ante (vorher) u. s. w. eintreten konnte. Darüber, welche von diesen Bedeutungen die passende war, mußte der Sinn entscheiden. Mitunter setzte man aber auch der Deutlichkeit wegen die beiden ersten Buchstaben (Sp. = Spurius, Ti. = Tiberius) oder die drei ersten (Ser. = Servius, Mam. = Mamercus). Derartige Kürzungen mischte man einfach unter die übrigen ausgeschriebenen Worte. Weiter ging schon der Dichter Ennius im Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr., der etwa 1100 solche stenographische Zeichen angewendet haben soll*); doch war man auch damit noch nicht imstande, eine zusammenhängende Rede nachzuschreiben. Erst dem Freigelassenen des Redners Cicero, M. Tullius Tiro, gelang es, eine vollständige Kurzschrift auszubilden, mit deren Hilfe z. B. eine im Jahre 63 von dem jüngeren Kato gegen Katilina und seine Anhänger gehaltene Rede nachgeschrieben werden konnte. Sie bestand nicht lediglich aus einzelnen Buchstaben, sondern nahm auch andere Zeichen zu Hilfe; z. B. wurden major (größer) und minor (kleiner), oriens (Osten) und occidens (Westen) in der Weise gekürzt, daß man m und o schrieb, aber

---

*) Nach andern war es ein später lebender Grammatiker gleiches Namens.

zur Unterscheidung der beiden gleichmäßig beginnenden Wörter einen Punkt darüber oder darunter setzte. Ja das H bedeutete je nach der Stellung des Punktes rechts oder links, oben oder unten homo, hinc, hodie und heri. Auch die verschiedenen Wortendungen (-a, -um, -us u. s. w.) wurden durch Hilfszeichen angedeutet. Hundert Jahre später erhöhte Seneka die Zahl der Siglen (= Kürzungen) auf 5000, doch haftete fortan der Name Tiros an dieser Schrift (Tironische Noten), die im Dienste der christlichen Kirche so eifrig benutzt wurde, daß man die Predigten des Joh. Chrysostomus von Antiochien († 407), des Kirchenvaters Augustin († 430), des Papstes Gregor des Großen († 608) u. a. zum größten Teile damit niederschrieb und darnach veröffentlichte. Im 9. Jahrhundert erlebte sie sogar noch eine neue Blüte und verschwand erst 100 Jahre später gänzlich aus dem Gebrauche.

Ähnlich geartet war die Kurzschrift, die Ende des 16. Jahrhunderts in England aufkam, gleichfalls wie bei den Römern infolge der höheren Entwickelung der Redekunst; sie rührte von Bright (1587) her*), der gleich Tiro die Anfangsbuchstaben der Worte zu Grunde legte, aber es mit Hilfe von Punkten und Strichen soweit brachte, daß er nicht mehr als 556 charakteristische Wortzeichen nötig hatte. Und mit dieser Schrift erzielte er solche Erfolge, daß sich damals in Großbritannien Tausende in der neuen Kunst übten. Philipp Harsdörffer, der Verfasser des bekannten Nürnberger poetischen Trichters, der 1630 in London war, berichtet darüber: „In England ist es eine gemeine Sache, welche auch den Weibern bekannt (ist), daß sie eine ganze Predigt von Wort zu Wort nachschreiben, und besteht die Kunst fast in solchen Zeichen, wie sie vor Alters bei den Römern die Notarii gebrauchten, da ein Buchstabe ein ganzes Wort bedeutet." Zum ersten Male finden wir dagegen die Grundsätze — und auch den Namen — der modernen Stenographie vertreten in dem Lehrgang des Engländers John Willis (1602), worin die Wörter völlig ausgeschrieben, die Zeichen für die Buchstaben aber stark verkleinert wurden. Er fand in England verschiedene Nachahmer, z. B. Witt (1630), dessen System mit unwesentlichen Abweichungen 1712 unter dem Namen des Eng-

*) Ich übergehe hier den Versuch des englischen Mönchs John of Tilbury im 12. Jahrh. und den Ratcliffs aus Plymouth 1588.

länders Ramsay bei uns Eingang fand, ohne sich einbürgern zu können. Ebenso wenig war dies dem 1796 von Friedrich Mosengeil gleichfalls nach englischem Vorbilde aufgestellten Lehrgebäude beschieden. Erst dem Bayern Franz Xaver Gabelsberger gelang es 1834, eine brauchbare, ganz eigenartige Schrift zu erfinden, die er sich noch dazu nicht willkürlich ausdachte, sondern den Lauten anpaßte. So drückte er das o, bei dessen Aussprache man die Lippen rundet, durch einen nach oben offenen Halbkreis, das helle i durch Hochstellung, das dumpfe u durch Tiefstellung, den starken Grundton a durch Verstärkung eines benachbarten Konsonanten aus u. s. w. Mehrfach nahm er auch Teile der bisherigen Lautzeichen z. B. für das ch den obern, für das f den untern Teil.*) Mit Hilfe der Bayrischen Akademie gab er die so entworfene „Redezeichenkunst" in Druck und vervollkommnete sie im Laufe der nächsten Zeit so, daß sie sich bald sehr viele Freunde erwarb.

In seinen Bahnen wandelten andere weiter, doch ein vollständig originelles System ist bisher nicht wieder aufgestellt worden; denn die bereits nach mehreren Hunderten zählenden Lehrgebäude sind alle entweder von Willis oder von Gabelsberger ausgegangen und mehr oder weniger von diesen abhängig.

Die größte Verbreitung hat die Stenographie zur Zeit in England und Amerika, dann folgen Deutschland, Frankreich, Österreich und die Schweiz. In den erstgenannten Ländern weist die Pitmannsche (1837) die meisten Anhänger auf, in Frankreich die Duployésche (1867), in Süddeutschland und Österreich-Ungarn das System Gabelsbergers (1834), in Norddeutschland das Stolzesche (1850). Daneben erfreut sich in unserem Vaterlande noch größerer Gunst die Kurzschrift von Arends (seit 1850), Roller (seit 1875), Schrey (seit 1887) u. a.; neuerdings haben sich die Schulen von Stolze und Schrey zusammengeschlossen; doch überwiegt die von Gabelsberger immer noch an Mitgliederzahl. Denn für 1897 geben die Stenographenkalender folgende Ziffern an: Gabelsbergerianer 1161 Vereine mit 45184 Mitgliedern und 54488 im letzten Jahre Unterrichteten; Anhänger der verbesserten Stolzeschen Lehre 645 Vereine mit

*) Auch bei o ist möglich, an die Entlehnung des Zeichens aus der untern Rundung des Buchstaben o zu denken.

20518 Mitgliedern und 19603 Unterrichteten. Schrey zählte 427 Vereine mit 8917 Mitgliedern und 11890 Unterrichteten zu den Seinigen, während die übrigen Systeme schwächer vertreten waren. In den Parlamenten sitzen schon längst Stenographen, z. B. im deutschen Reichstage je 6 Vertreter der beiden Hauptrichtungen. Auch die höheren Schulen haben bereits die Wichtigkeit der Kurzschrift erkannt und sie vielfach in den Lehrplan aufgenommen, in Bayern seit 1854, in Österreich seit 1871, in Sachsen seit 1873, Länder, denen andere (Weimar, Gotha, Oldenburg u. s. w.) nachgefolgt sind. Vor allem aber haben sich die Kaufleute und Gewerbetreibenden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr davon überzeugt, welche außerordentlichen Vorteile ihnen durch die Schnellschreibekunst geboten werden; was für Hilfe diese aber den Schriftstellern und Gelehrten bietet, sagt nichts deutlicher als der Ausspruch des österreichischen Dichters Robert Hamerling: „Ich weiß nicht, ob unter alle dem, was ich zur Verrichtung meines irdischen Tagewerks je gelernt, sich irgend etwas befunden hat, das mir nachher so namhafte Dienste geleistet hätte als gerade die Stenographie."

Eine ebenso großartige Erfindung ist die Kunst, schriftliche Mitteilungen mit großer Schnelligkeit auf weite Entfernungen zu übermitteln. Ihre Anfänge gehen gleichfalls ins Altertum zurück, wo sie allerdings noch ziemlich unvollkommen ist. Um ein längst erwartetes Ereignis rasch nach einer bestimmten Richtung zu melden, brannte man in mäßigen Zwischenräumen Holzhaufen an, die man vorher zu diesem Zwecke errichtet hatte; so erhielt, wie der griechische Dichter Äschylus erzählt, Agamemnons Gemahlin in Mycenä die Kunde von Trojas Einnahme noch in der nämlichen Nacht durch Feuerzeichen, obwohl die Länge dieser Strecke 70 Meilen betrug. Praktischer war eine andere Gattung optischer (für das Auge berechneter) Telegraphen, die besonders durch zwei Franzosen, die Brüder Chappe, ausgebildet worden ist (1793); denn mit ihr konnte man zuerst wirkliche Worte befördern. Sie bestand darin, daß in bestimmten Entfernungen auf hoch und frei gelegenen, also weithin sichtbaren Stellen Gerüste mit je drei beweglichen Balken aufgerichtet wurden. Da man nun vorher die Zeichen verabredet hatte, durch die jeder Buchstabe wiedergegeben werden sollte, und diese durch Veränderung der Balkenlage leicht ausgedrückt werden konnten, so war eine sichere, wenn auch um-

ständliche Aussprache möglich. Aber wie der Feuertelegraph nur bei Nacht mit Vorteil zu gebrauchen war, so der Zeichentelegraph nur am Tage, und auch hier nur bei klarem, nebelfreiem Wetter. Trotzdem machte man in Ermangelung eines Besseren große Anlagen davon, durch welche die wichtigsten Städte West- und Mitteleuropas miteinander verbunden wurden. Eine solche Linie ging von Paris nach Lille, eine andere von London nach der englischen Hafenstadt Portsmouth, eine dritte von Berlin nach Koblenz. Die beiden ersten erforderten ein zwanzigmaliges Aufnehmen und Umexpedieren der Neuigkeiten, die letztgenannte mit ihren 70 Stationen sogar ein siebzigfaches, wozu mehr als 200 Menschen nötig waren. Doch erreichte man durch Übung schließlich eine solche Fertigkeit, daß eine Anfrage von dem einen Endpunkte der Strecke nach dem anderen in zwei Stunden befördert, also in vier Stunden beantwortet werden konnte. Die große Entfernung von Berlin nach Petersburg erforderte unter teilweiser Anwendung von Kurieren etwa 50 Stunden, als aber der Kaiser von Rußland 450 Fernrohre dabei verwenden ließ, die er bei Professor Fraunhofer in München bestellt hatte, wurde die Zeit wesentlich abgekürzt. Doch diente die Telegraphie damals nur den Interessen der Regierungen und einzelner Behörden.

Ein allgemeinerer Gebrauch, namentlich für Privatleute, ward erst möglich, als die beiden Göttinger Professoren Gauß und Weber 1833 einen leistungsfähigen elektrischen Fernschreiber verfertigten, der zuerst zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Zimmer der Universität in Betrieb gesetzt wurde. Wohl hatte schon Sömmering in München 1809 den Versuch gemacht, die Elektrizität zur Beförderung von Nachrichten heranzuziehen*), wohl hatte auch Ampère in Paris 1820 eine telegraphische Leitung angelegt, die auf der Entdeckung des Dänen Örsted beruhte, daß eine freischwebende Magnetnadel in der Nähe eines elektrischen Stroms eine ganz verschiedene Lage erhält, je nachdem die Elektrizität in dieser oder jener Richtung durch den Draht geht. Aber beide Apparate erforderten so viel Nadeln u. s. w. und waren infolge davon so umständlich, daß sie sich im praktischen Leben nicht bewährten. Wie viel einfacher war dagegen der Gaußsche, bei dem nur zwei Drähte und zwei Nadeln gebraucht wurden! Und doch

*) Er wollte die Zeichen durch galvanische Zersetzung von Wasser geben.

fehlte auch ihm noch ein Haupterfordernis, die Möglichkeit, das in die Ferne geschriebene Wort gleich auf das Papier zu übertragen. Diesen Schritt that der Münchener Steinheil. Während Gauß die verschiedenen Buchstaben nur durch Ablenkung, d. h. Rechts- und Linksbewegung der Magnetnadel zum Ausdruck gebracht hatte, richtete er es so ein, daß diese freischwebend Punkte auf einen Papierstreifen ritzte, welcher durch ein Uhrwerk langsam vorübergeführt wurde. Eine weitere Verbesserung ward erst möglich durch Anwendung von Elektromagneten. Wenn man nämlich ein weiches Stück Eisen mit magnetisch gemachten Kupferdrähten umwickelt, so wird es selbst magnetisch und zieht einen Stift an, sobald die Drahtleitung, durch die der galvanische Strom geht, geschlossen ist, verliert dagegen die Anziehungskraft wieder, wenn die Leitung unterbrochen wird. Wendet man nun das Steinheilsche Verfahren mit dem Papierstreifen an, so kann man durch Anziehen des Stiftes Punkte oder Striche einritzen, je nachdem man mit dem Tastapparate den Strom nur auf Augenblicke schließt oder etwas länger geschlossen hält. Aus Punkten und Strichen aber setzt sich das telegraphische Alphabet zusammen; und zwar ist die Zusammenstellung so getroffen, daß die am häufigsten vorkommenden Buchstaben mit den wenigsten Zeichen ausgedrückt werden, die am seltensten gebrauchten mit den meisten. Dieses Alphabet und die erste Benutzung des so verbesserten Schreibtelegraphen gehen auf den Engländer Morse zurück, der fast gleichzeitig (1836) mit Steinheil seine Erfindung veröffentlichte. Seitdem ist noch manches auf diesem Gebiete verbessert worden. Z. B. hat man erkannt, daß der eine Leitungsdraht überflüssig ist und durch die elektrische Kraft der Erde ersetzt werden kann; man hat auch Apparate erfunden, die gleich wie die Schreibmaschinen Buchstaben drucken, aber in der Haupsache ist man der Morseschen Art treu geblieben, die auch eine allgemeine Verbreitung gestattete. Denn alsbald ging man darauf aus, die Hauptstädte Europas durch Telegraphen zu verbinden, was seit Ende der vierziger Jahre geschah.

Die ersten 1849 eingerichteten Linien waren Paris—Brüssel, Berlin — Aachen und Berlin — Eisenach—Frankfurt a. M., 1850 folgte Leipzig — Dresden nach, ebenso legte man in diesem Jahre, um Paris mit London verknüpfen zu können, das erste unterseeische Kabel zwischen Dover und Calais. Doch bedurfte es noch fast zweier Jahrzehnte, ehe es gelang, durch Riesen-

kabel eine dauernde Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt herzustellen. Dieses gewaltige Werk wurde 1866 vollendet*), und jetzt sind nicht weniger als 42 Schiffe vorhanden, die den Zweck haben, das die ganze Erde umspannende Netz von Kabeln imstande zu erhalten. Aber auch auf dem Festlande hat in den letzten Jahrzehnten die Ausdehnung der Drahtwege in gewaltigem Maße zugenommen und mit ihm der Umfang des telegraphischen Verkehrs. Das deutsche Reichspostgebiet (d. h. Deutschland ohne Bayern und Württemberg) hatte 1896 eine Leitung von 116 296 km aufzuweisen**); in demselben Jahre betrug die Gesamtziffer der darin beförderten Depeschen etwa 35 Millionen, wovon ungefähr der sechste Teil auf Telegramme nach dem Auslande entfällt. Daß aber Deutschland noch keineswegs den stärksten Fernschreibverkehr hat, lehrt die Statistik. Nach dieser kommen in England auf 100 Einwohner etwa 179 Drahtnachrichten im Jahre, in Frankreich 99, in der Schweiz 87, in Holland 69, in Norwegen 66, in Belgien 62, in Deutschland 60, in Dänemark 43, in Österreich 36, in Schweden 28, in Ungarn 27, in Spanien 19, in Rußland 11, in der Türkei 10. Wollte man aber daraus den Schluß ziehen, daß Deutschland im Handel und Verkehr z. B. hinter Frankreich zurückgeblieben sei, so würde man fehlgreifen. Der Deutsche schreibt lieber die billigen Postkarten und Briefe, als daß er eine viel höhere Summe für Telegramme bezahlt.

Naturgemäß hat man es sich nicht entgehen lassen, die Neuerung auch im Kriege auszunützen. Zuerst sind die Amerikaner auf diesen Gedanken gekommen, die während der Kämpfe zwischen den Nord- und Südstaaten 1861—1865 reichlich davon Gebrauch machten. In Deutschland finden wir sie zuerst beim dänischen Feldzuge 1864. Jetzt hat man besondere Telegraphenabteilungen im Heere, die auch zu Friedenszeiten, namentlich während der Manöver, in Thätigkeit treten.

Endlich ist im Laufe der Zeit die Schnelligkeit bei der Erledigung der einzelnen Depeschen erheblich gewachsen. Mit dem alten Nadeltelegraphen konnte man nur 4—5 Worte in der

---

*) Die am 29. Juli 1858 fertig gestellte erste Verbindung wurde nach wenigen Wochen durch Reißen des Kabels wieder aufgehoben.

**) Das Telegraphennetz der Erde hat eine Länge von etwa 8000000 km, ausschließlich der etwa 3000000 km langen unterseeischen Kabel.

Minute befördern, mit dem Morseschen erzielte man 1879 eine Geschwindigkeit von 17 Worten, jetzt hat man es mit dem in England eingeführten Apparat von Cooke und Wheatstone auf etwa 500 Worte gebracht, also ist die Leistungsfähigkeit in 50 Jahren mehr als verhundertfacht worden. Aber auch die Ansprüche, die man stellt, haben sich wesentlich gesteigert. Sind doch beim Tode des Altreichskanzlers Bismarck von Friedrichsruh aus, wo damals etwa 70 Zeitungsberichterstatter weilten, in $3^1/_2$ Tagen 3018 Drahtberichte mit rund 135 000 Worten abgeschickt worden.

2. Buchdruckereiwesen.

Drucken ist von Haus aus gleichbedeutend mit drücken, ebenso wie zucken mit zücken oder „seine Mucken haben" mit „Mücken im Kopfe haben". Man kann daher mit diesem Worte auch die Versuche früherer Zeiten bezeichnen, verkehrt geschriebene d. h. in Spiegelschrift hergestellte Buchstaben auf irgend einen Gegenstand zu übertragen. Dieses Druckverfahren ist schon im Altertum nicht selten gewesen. Von König Agesilaus wird erzählt, er habe öfter, um den Mut seiner Soldaten zu beleben, das Wort „Sieg" in der angegebenen Weise auf die hohle Handfläche geschrieben und dann unbemerkt auf die Leber eines Opfertieres abgedrückt. Mit strahlendem Antlitz sei er darauf vor den Soldaten erschienen, um ihnen das günstige Vorzeichen vorzulegen, und habe damit immer eine große Wirkung erzielt. Häufiger als zu solchen Trugmitteln ist die Spiegelschrift auf gebrannten oder geschnittenen Steinen und bei Holzformen in Gebrauch gewesen. Der Siegelcylinder bedienten sich schon die Babylonier (vgl. beifolgendes Bild)*), der Siegelringe die Perserkönige, und um 600 waren diese auch in Griechenland bekannt.



Abb. 7. Altbabylon. Siegelcylinder (vgl. die Anm.). (Nach Coll. de Clercq I, 124.)

*) Die Aufschrift lautet: „Nebo, der Schreiber von Esagila (Tempel), Liebling des Marduk (Merodach)." Der Gott Nebo selbst ist mit dem Schreibgriffel darauf dargestellt. Einen solchen Siegelcylinder hatte jeder im öffentlichen Leben stehende Babylonier.

Gestempelte Backsteine hat man zahlreich unter den Trümmern der alten Stadt Babylon und in den Ruinen des oberägyptischen Thebens gefunden; Bauziegel, auf denen das Jahr der Herstellung in dieser Art eingeprägt war, wurden in großer Zahl zur Errichtung befestigter römischer Lager verwendet. Eindrücke in Metall, die durch erhabene Schriftzeichen in der Gußform hervorgebracht wurden, zeigen, um die Münzen beiseite zu lassen, die von den Griechen und Römern benutzten Schleuderkugeln (vgl. beifolgende Abbildung mit der Aufschrift: „Feri Pompeium“, Triff den Pompejus!), Aufschriften auf Broten aber, verschieden nach den Fruchtsorten, aus denen diese hergestellt waren, hat man in pompejanischen Häusern entdeckt, z. B. „Erbsenbrot“ (e cicere).

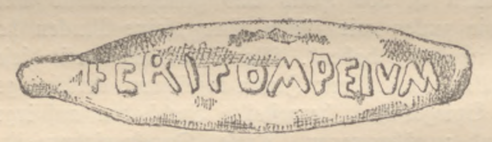


Abb. 8. Römisches Schleuderblei mit Inschrift.
(W. Bergk, Inschr. römischer Schleudergesch. I, 10.)

Auch der Gebrauch von Schablonen kommt frühzeitig vor; u. a. benutzten sie Kaiser und hochgestellte Beamte zur Namensunterschrift. Wenigstens wird von Theodorich dem Großen († 526) berichtet, daß er die 11 Buchstaben seines Namens (Theodericus) in Kreuzform und durchbrochen auf Goldblech habe anbringen lassen, um damit Schriftstücke zu unterzeichnen.

Ein Fortschritt war der Holztafeldruck, d. h. die Herstellung von Drucksachen mittels einer Holzplatte, auf welche Schriftzüge erhaben eingeschnitten waren. Er ist in China heimatsberechtigt. Im Reiche der Mitte konnte man bereits im 10. Jahrhundert ganze Bücher auf diese Weise herstellen und im 14. Jahrhundert die Pekinger Zeitung drucken. Vielleicht hat die zur Zeit der Kreuzzüge erfolgte engere Berührung mit dem Morgenlande die Kenntnis dieses neuen Kunstzweiges in Europa vermittelt. In Deutschland sind derartig geschnittene Formen seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar; und zwar wurden zu diesem Zwecke gewöhnlich dünne Metallplatten oder Holztafeln aus Buchsbaum benutzt, die man mit Druckerschwärze aus Ruß und Öl überzog. So stellte man eine ganze Reihe von Schriftstücken her, namentlich Schulbücher zum

Erlernen des Lateins (z. B. Donate, d. h. Auszüge aus dem großen grammatischen Lehrgebäude des Römers Älius Donatus) oder Werke religiösen Inhalts (z. B. die Kunst, die Erzählungen der Evangelisten nach der Reihenfolge der Kapitel im Gedächtnis zu behalten). Denn diese beiden Gattungen von Büchern wurden damals am meisten begehrt. Aber nicht allein Lautzeichen, sondern auch Bilder gab man auf diese Art wieder, ja die ältesten uns erhaltenen Holztafeldrucke bestehen lediglich in Abbildungen ohne Text. Bald konnte man beides vereinigen und fügte den bildlichen Darstellungen kurze Erläuterungen hinzu, kleine Sprüche, die aus dem Munde der Heiligen hervorkamen, oder sonstige Begleitworte, die unten am Blatte angebracht wurden. Doch hatten diese illustrierten Werke meist nur geringen Umfang und umfaßten selten mehr als 50 Seiten. Dabei bedruckte man immer nur die vordere Blattfläche; denn das befeuchtete Papier wurde unter beständigem Reiben so stark auf die Holztafeln mit ihren hochgestellten Schriftzügen gepreßt, daß sich außer der aufgestrichenen Farbe auch die Umrisse der Buchstaben tief einprägten.

Den letzten entscheidenden Schritt im Druckereiwesen that der Mainzer Johannes Gensfleisch zum Gutenberg (1397—1468), ein gelernter Goldschmied, der zuerst auf den klugen Gedanken kam, bewegliche Typen herzustellen, sie zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse auf Papier abzudrucken. Doch gelang ihm das neue Unternehmen nicht mit einem Male. Schon in Straßburg, wo er sich 1424—1444 aufhielt, machte er Versuche, aber erst nach der Rückkehr in die Vaterstadt und nachdem er sich die nötigen Geldmittel verschafft hatte, erreichte er sein Ziel. Er verband sich nämlich mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust, der ihm 800 Gulden zur Beschaffung von Gerätschaften und 300 Gulden für Miete, Heizung, Papier u. a. vorstreckte, war aber so unvorsichtig, einen Kontrakt einzugehen, der seinem Partner die Möglichkeit gab, ihm 1455 den Prozeß zu machen und ihn so aus dem Geschäft hinauszudrängen. Während nun Gutenberg auf eigene Faust eine neue Druckerei einrichtete und 1468 in den Hofdienst des Erzbischofs Adolf von Nassau trat, nahm Fust († 1466) seinen Schwiegersohn Peter Schöffer († 1503) als Geschäftsteilnehmer an.

Fragen wir nun, welche Aufgaben der Erfinder der neuen Kunst zu lösen hatte, so galt es zunächst, für die Formen und Lettern den geeignetsten Stoff und die beste Gestalt ausfindig zu

machen, ferner die Buchstaben in passender Weise aneinanderzusetzen, so daß sie in möglichst gleichmäßige Lage kamen („setzen") und endlich das bisher zum Reiben über das Druckpapier und die darunter liegenden Typen benutzte Ledersäckchen durch eine feste Presse zu ersetzen. Die Schriftgießerei geschah folgendermaßen: Auf einem Stück erweichten Stahls wurden die Umrisse der Buchstaben verkehrt aufgezeichnet und dann erhaben geschnitten (Vaterform, Patrize); nachdem die so gefertigten Zeichen am Feuer wieder gehärtet worden waren, schlug man sie in ein Stück Kupfer oder Messing, wodurch vertiefte Spiegelschrift entstand (Mutterform, Matrize). In diese Schriftform wurde dann eine aus geschmolzenen Metallen (jetzt nimmt man dazu gern 75% Blei, 23% Antimon und 2% Zinn) bestehende Mischung gegossen, welche nach dem Kaltwerden die zum Buchdruck nötigen Typen lieferte. Seitdem sind manche Verbesserungen auf diesem Gebiete vorgenommen worden.

Große Verdienste um die ganze Technik des Typengießens hat sich namentlich J. Breitkopf in Leipzig erworben, aber die Aufgabe des Maschinengusses statt des früheren Handgusses haben die Amerikaner gelöst. Denn nach manchen Versuchen glückte es David Bruce in Brooklyn 1838, eine recht brauchbare Maschine zu bauen, und 1853 hat der Engländer Johnson eine noch vollkommenere hergestellt, welche die Lettern gießt, abschleift, beschneidet und in Reihen aufsetzt. Auch ist es eine Errungenschaft der letzten 50 Jahre, einen einheitlichen Schriftkegel, d. h. gleiche Typenhöhe für dieselben Schriftgattungen zu gewinnen. In dieser Beziehung haben wir den Franzosen viel zu verdanken, von denen auch manche der jetzt gebräuchlichen Namen herrühren wie Nonpareille, Colonel, Petit, Bourgeois, während andere nach den Büchern genannt sind, die zuerst damit gedruckt worden sind, wie Cicero und Korpus, oder nach den Orten, wo sie am frühesten Anwendung gefunden haben, z. B. die Schwabacher Schrift, die sich seit 1467 in der Stadt Schwabach bei Nürnberg nachweisen läßt. Wie sehr aber auch Italien für unsere Typenformen von Einfluß gewesen ist, lehrt die Thatsache, daß die Antiqua (Lateinschrift) 1468 in der Offizin des Aldus Manutius zu Venedig aufgekommen und 1472 in Deutschland (Augsburg) nachgeahmt, die Kursive aber (= franz. Italique, engl. Italic) 1501 ebenda nach dem Vorbilde der Handschrift Petrarkas zuerst

beim Drucke eines Vergiltextes angewandt worden ist, während sich die ersten griechischen Lettern in der 1476 zu Mailand gedruckten Grammatik des Laskaris finden.

Für das „Setzen" war es von der größten Wichtigkeit, daß die Typen alle viereckigen Schnitt hatten, damit sie leicht zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt werden konnten. Diese Arbeit sowie das Ablegen der Lettern, wenn der Druck wieder auseinander genommen werden sollte, geschah mit der Hand; doch wird es in größeren Druckereien jetzt auch mit Setzmaschinen ausgeführt, deren erste Hattersley erfunden hat; so kann ein Arbeiter 7—8000 Buchstaben, d. h. 150—160 Zeilen in der Stunde fertigstellen. Da nun beim Setzen von jeher Fehler unterliefen, so machte man schon frühzeitig von jedem Bogen einen „Bürstenabzug" zum Zwecke der Verbesserung; man legte nämlich auf den mit Schwärze überstrichenen Drucksatz einen Bogen Papier und klopfte ihn überall mit einer Bürste ab, eine Sitte, die sich später geändert hat, während der Name Bürstenabzug für den Korrekturbogen üblich geblieben ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Worte Aushängebogen, das auf den Brauch bedeutender Buchdruckereibesitzer früherer Zeit wie Aldus Manutius (1449—1515) oder Robert Stephanus (Etienne) in Paris (1503—1559) zurückgeht, die ersten gedruckten Bogen öffentlich anzuschlagen, damit jeder Vorübergehende, der sich dafür interessierte, Gelegenheit fände, etwaige Druckfehler aufzustechen und den für jedes entdeckte Versehen ausgesetzten Lohn zu erwerben. Das erste Druckfehlerverzeichnis erschien in einem zu Basel 1468 veröffentlichten Buche.

Was nun das Druckverfahren selbst anbetrifft, so war es bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eben, d. h. es wurde auf den in einer ebenen Fläche liegenden Satz das darübergebreitete Papier durch eine herabgelassene Platte (Tiegel) niedergedrückt. Noch ist uns die Abbildung einer solchen Tiegeldruckhandpresse aus dem Jahre 1500 erhalten. Darnach war sie sehr einfach und bestand ganz aus Holz. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts kamen eiserne in Aufnahme*), und diese werden noch gegenwärtig in wesentlich verbesserter Form und mit

*) Die erste größtenteils eiserne wurde 1772 gebaut, die erste ganz eiserne 1800.

mechanischer Kraft zu kleineren Drucksachen verwendet, namentlich aber zu sogen. Accidenzarbeiten herangezogen, also solchen, die nicht regelmäßig ausgeführt werden, sondern dem Zufall (accidens, accidentia) ihre Entstehung verdanken, wie die Herstellung von Visitenkarten, Trauerbriefen, Verlobungsanzeigen u. a. Völlig umgestaltet wurde die Druckmechanik durch die Erfindung der Schnellpresse. Sie hat uns ein Deutscher, Friedrich König aus Eisleben (1774—1833), geschenkt, der nach zahlreichen vergeblichen Bemühungen, in München, Wien und Petersburg Druckereibesitzer zur Annahme und Durchführung seiner Pläne zu gewinnen, nach London übersiedelte und dort 1811 die erste Maschine herstellte, welche auch das Auftragen der Schwärze mit einer Walze selbst besorgte, aber noch mit der flachen Platte druckte. Schon ein Jahr später ersetzte er den Tiegel durch den Cylinder und damit den ebenen durch den rollenden Druck. Hier erfolgte das Pressen nicht mehr durch Niederlassen einer geraden Fläche, sondern durch eine über den Satz laufende Walze, das Papier aber wurde nicht mehr bogenweise auf die Lettern gelegt, sondern von der Rolle darüber gezogen.

Doch bald genügte auch diese Maschine den sich beständig steigernden Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit nicht mehr. Daher wurde sie, besonders von den praktischen Engländern und Amerikanern, noch weiter verbessert, zunächst durch Vermehrung der Druckcylinder und sodann durch Erfindung der Rotationspresse, die in Europa Anfang der siebziger Jahre (1873 in Wien) eingeführt wurde und sich so bewährte, daß seitdem größere Zeitungen kaum noch anders als mit ihr hergestellt werden. Sie hat „endloses" Papier, das in einer Länge von 3—4 km selbstthätig über die Druckwalze läuft, sie feuchtet dieses an, schneidet es, druckt es, falzt es, wirft es ab, zählt es und schichtet es auf; endlich, was die Hauptsache ist, besteht die Satzfläche, gegen welche die Walze gepreßt wird, statt wie bisher aus einer ebenen Bahn vielmehr aus einem Cylinder, der Satz selbst ist also gebogen und wird, damit man ihm diese Form geben kann, stereotypiert. Und zwar ist das Verfahren dabei, das man auch beim Flachdruck benutzt, um große Auflagen eines Werkes von unverändertem Satze zu verschiedener Zeit herzustellen, etwa folgendes: Man bestreicht sechs Bogen Papier mit Kleister, klebt sie zusammen, macht sie feucht und legt sie auf den zum Abdruck bestimmten Schriftsatz. Dann wird die Masse

mit Bürsten geschlagen, so daß sie möglichst in die Vertiefungen eindringt, darauf gepreßt und getrocknet. Schon in fünf Minuten hat sie eine solche Härte, daß man sie wegnehmen und als Gußform benutzen kann. Nun braucht nur noch die flüssige Metallmischung hineingeschüttet zu werden und die zusammenhängende, biegbare Platte mit den Bildern der Lettern ist fertig. Das ganze Verfahren dauert höchstens 20—25 Minuten und gewährt den großen Vorteil, daß man die Schrift bloß einmal zu setzen braucht und doch schnell verschiedene Exemplare der Druckform herstellen kann, noch dazu solche, die sich bei der Rotationsmaschine leicht der Gestalt des Cylinders anpassen lassen. Um aber die Platten haltbarer zu machen, giebt man ihnen jetzt auch noch einen Überzug von Nickel, Kupfer oder Stahl, den man auf galvanoplastischem Wege herstellt, d. h. so, daß man die Metalle mit Hilfe des elektrischen Stroms auflöst und sich auf den Platten niederschlagen läßt. Demnach ist die Buchdruckerei jetzt wieder bei den festen Tafeln angekommen, mit denen sie vor Jahrhunderten begonnen.

Ein anderer Fortschritt für den Druck war die Verwertung der Dampfkraft, welche die Maschinerie billiger und schneller in Bewegung setzt, als es Menschenhände vermögen. Wie sehr sich dadurch die Druckerei beschleunigt hat, läßt sich am besten durch einen Vergleich der Leistungsfähigkeit einer heutigen Maschine mit derjenigen einer alten Handpresse ersehen. Mit dieser konnten höchstens 300 Bogen an einem Tage fertig gestellt werden, die Königsche, nicht mit Dampf betriebene Schnellpresse lieferte 800 Bogen in der Stunde, die jetzige 1000—1500 Bogen, die neueste Rotationsmaschine aber 5000 Bogen, beiderseits bedruckt; ja mit Doppelmaschinen kann noch weit mehr in der Stunde vollbracht werden*). Wie wäre es sonst auch möglich, die riesigen Auflagen der zwei- bis dreimal täglich erscheinenden großen Zeitungen so rasch zu drucken oder die beträchtliche Zahl umfangreicher Werke so billig herzustellen? Sind doch z. B. von der sächsischen Bibelgesellschaft 1896 über 30000 Bibeln und über 8000 Neue Testamente und von der preußischen in der-

*) Auch die Druckmaschinenfabriken schossen wie Pilze aus der Erde. Was die einzelnen geleistet haben, lehrt uns ein Blick auf den Geschäftsgang z. B. derjenigen zu Geisenheim a. Rhein, die 1897 bei der Feier des 50jährigen Bestehens 3664 große und 734 kleinere geliefert hatte.

selben Zeit etwa 108000 Bibeln und 49000 Neue Testamente gedruckt worden.

Schneller als die Vervollkommnung erfolgte die Ausbreitung der Buchdruckerkunst über deutsches und außerdeutsches Gebiet. Schon der Umstand, daß sich verschiedene Städte rühmen, die Erfindung in ihren Mauern gemacht zu haben, deutet darauf hin. Denn thatsächlich sind alle, die darauf Anspruch erheben, sehr bald von Mainz aus mit der neuen Errungenschaft bekannt geworden: Straßburg, Bamberg, Haarlem, Antwerpen, Brügge, Florenz, Venedig, Bologna u. s. w. Auch fügte es ein glücklicher Zufall, daß die Stadt Mainz am 28. Oktober 1462 von Adolf von Nassau mit stürmender Hand genommen wurde, und da die Fustsche Druckerei dabei in Flammen aufging, die nunmehr arbeitslosen Gehilfen genötigt waren, sich anderswohin zu wenden. Daher zählte Deutschland 1480 bereits 23 Städte mit Druckereien und Anfang des 16. Jahrhunderts über 50 mit der mindestens zehnfachen Zahl der Werkstätten. Natürlich war die größte Menge von ihnen in den wichtigsten Mittelpunkten des Verkehrs, und da damals der Handel besonders über das Mittelmeer ging, so entfällt der Hauptteil davon auf süddeutsche Städte. Augsburg hatte um das Jahr 1500 22 Druckereien, Basel 20, Straßburg 17, Nürnberg 13*). Darunter waren manche ziemlich bedeutende. Z. B. in der letztgenannten Stadt hatte schon 1470 der berühmte Verlagsbuchhändler Anton Koberger, der „König der Buchdrucker", 100 Gesellen, die mit 24 Pressen arbeiteten. Auch weniger hervorragende Handelsplätze konnten sich bald des Vorzugs einer eigenen Offizin rühmen, so Pilsen 1468, Speier 1471, Eßlingen 1472, Ulm und Merseburg 1473, Blaubeuren, Breslau, Lübeck, Trient 1475, ferner Hagenau, Würzburg, Eichstätt, Reutlingen, Freising. Dagegen wurden in Leipzig die ersten Bücher 1481, in München und Wien 1482 gedruckt. In Westfalen, Friesland und Holland legten namentlich die Brüder vom gemeinsamen Leben überall Druckereien an, anderswo thaten es vielfach die Fürsten, die es für notwendig

*) Noch weit mehr hatten oberitalienische Städte: Venedig besaß um dieselbe Zeit über 200, Bologna 43 u. s. f. Dagegen gab es in Berlin 1525 erst eine, 1706 erst 10 privilegierte Druckereien, deren Hauptgeschäft in der Drucklegung von Leichenprepigten, Hochzeits- und Gelegenheitsgedichten sowie theologischen Streitschriften bestand.

erachteten, in ihren Residenzstädten eigene Offizinen zu haben, weil sie oft Erlasse und Verordnungen schnell herstellen und der Öffentlichkeit übergeben wollten. So hielt es Herzog Ernst der Fromme zu Gotha 1640 für eine „Notdurft, zu besserem Behufe seiner Regierung und zum Nutzen der Schulen" eine Buchdruckerei in Gotha aufzurichten und dazu „den getreuen Peter Schmid" aus Schleusingen kommen zu lassen, daß dieser „alle Patente, Paßzettel, Mandate und Befehle verfertigen solle, desgleichen auch alle gemeinen Schulbücher", die auf diese Weise billiger beschafft wurden. Auch gab er ihm, damit er besser auskommen könne, 50 Gulden jährliche Unterstützung, Freiheit von bürgerlichen und Kriegslasten, endlich die Erlaubnis, soviel Bier als er für sich, sein Weib, seine Kinder und sein Gesinde zum Haustrunke bedürfe, ohne Steuer brauen zu dürfen. Das Papier lieferte ihm in der Regel die Regierung, für den Druck eines Bogens aber erhielt er gewöhnlich einen Pfennig. Selbst Privatleute, welche die Bedeutung der neuen Kunst zu würdigen und auszunutzen wußten, legten sich auf eigene Rechnung Offizinen an; die ersten in Deutschland der Professor der Mathematik Peter Apianus (Bienewitz) in Ingolstadt, dann Albrecht Dürer und Ulrich v. Hutten.

Doch nicht allein über Deutschland verbreitete sich die Mainzer Erfindung, sondern sie drang auch ins Ausland. 1464 gründeten zwei Deutsche, Sweynheim und Pannartz, die erste Druckerei in Subiaco, die sie drei Jahre später nach Rom verlegten, 1469 Johann von Speier die erste in Venedig, 1470 drei Deutsche, Friburg, Krantz und Gering, die erste in Paris. Auch später haben sich unsere Landsleute vielfach um dies Gewerbe in den Nachbarländern verdient gemacht, z. B. Bade, Higmann und Kerver in Frankreich; und Druckerzeichen wie écu de Cologne (Kölner Schild), die im 16. Jahrhundert zu Paris nicht selten sind, deuten gleichfalls auf Einwanderung Deutscher hin. Daneben kamen Fremde nach Deutschland, um sich hier in die Geheimnisse der „schwarzen Kunst" einweihen zu lassen; so erlernte sie wahrscheinlich in Köln der erste Buchdrucker Londons und Englands überhaupt, William Caxton, der 1471 seine Werkstätte eröffnete, und ebenda erhielten auch die Zunftgenossen der Niederlande ihre ersten Anregungen. Im übrigen haben sich außerhalb Deutschlands durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet, sei es durch Reinheit des Drucks und

Sorgfalt der Interpunktion oder durch vorzügliches Papier und Schönheit der Typen oder durch zahlreiche und wertvolle Verlagsartikel*), die Italiener Aldus Manutius in Venedig, Giunta in Florenz, die Franzosen Etienne, Plantin, Didot und der Holländer Elzevier.

Bei der Menge neu entstehender Druckereien war die Zahl der Druckschriften, die schon im Anfange hergestellt wurden, nicht gering. Bereits im 15. Jahrhundert sollen in Europa etwa 16 000 Bücher gedruckt worden sein, die meisten davon in Deutschland. Mit Stolz konnte daher der Humanist Wimpheling 1507 aussprechen: „Wir Deutschen beherrschen fast den gesamten geistigen Markt des gebildeten Europas." Um 1600 betrug die Durchschnittsziffer der jährlich in unserem Vaterlande erscheinenden Druckschriften 800, um 1700 fast 1000, um 1800 schon 3350, 1840 über 10000, 1880 über 14 000, 1890 über 21 000. Nur zeitweilig ist sie etwas zurückgegangen z. B. während des dreißigjährigen Krieges, aber dann rasch wieder gestiegen. Man hat ferner berechnet, daß bis 1534 allein in Wittenberg 16 Ausgaben des Neuen Testaments und in anderen Städten des Deutschen Reichs wie Augsburg, Straßburg, Basel u. s. w. 54 Nachdrucke davon erschienen sind, sowie daß die Offizin von Hans Lufft in Wittenberg, damals die größte in Norddeutschland, innerhalb der Jahre 1534—84 100 000 Exemplare der vollständigen Lutherschen Bibelübersetzung in Umlauf gebracht hat. Die Größe der Auflage betrug dabei wohl etwa 3000 Stück, während bei wissenschaftlichen Werken in der Regel kaum 300, bei volkstümlichen außer der Bibel, dem Gesangbuch und den Gebetbüchern meist nicht über 600 Exemplare auf einmal gedruckt wurden**).

Zu den ältesten Drucken, d. h. den bis zum Jahre 1500 hergestellten, welche man mit dem Namen Incunabeln oder Wiegendrucke bezeichnet, benutzte man teilweise noch Pergament. Solche Bücher sind jetzt wegen ihrer Seltenheit besonders wertvoll; am meisten gilt dies natürlich von den frühesten

---

*) Denn Buchdruck und Buchhandel waren lange Zeit in einer Hand vereinigt.

**) In dem Kontrakte, den Herzog Ernst der Fromme 1640 mit dem Buchdrucker Peter Schmid über die Gründung einer Offizin in Gotha abschloß, war davon die Rede, daß die „gemeinen Schulbücher" in Auflagen von 1—3000 Stück hergestellt würden.

Mainzer Erzeugnissen. Von der 1455 aus der Fustschen Werkstatt hervorgegangenen lateinischen Bibel, die in 100 Exemplaren (darunter ein Drittel aus Pergament) hergestellt wurde und aus zwei Foliobänden mit 641 Seiten (327 und 314) von je 42 Zeilen bestand, sind noch sechs auf Pergament gedruckte Prachtstücke vorhanden, zwei in London und je eins in Berlin, Leipzig, Paris und Rom, ferner neun Papierdrucke, die meist in deutschen Bibliotheken aufbewahrt werden. Von dem aus derselben Druckerei stammenden lateinischen Psalter, dem ersten gedruckten Werke, welches das Jahr der Veröffentlichung (1457) und den Namen des Druckorts angiebt, sind noch sechs Stück in Wien, Dresden, Darmstadt und in drei außerdeutschen Städten nachweisbar. Sie werden besonders wegen ihrer künstlerischen Ausstattung geschätzt. Denn in ihnen sind zum erstenmale blaue und rote Zierbuchstaben eingedruckt worden, zusammen 350, meist von ziemlicher Größe, z. B. ist das den ersten Psalm beginnende B (in Beatus) etwa 6 cm hoch und 8 cm breit. Gleichfalls als wertvolles Buch gilt die 1482 in Venedig erschienene Ausgabe eines mathematischen Werkes des berühmten Gelehrten Euklid. Denn in ihm ist die Widmung an den damaligen Dogen der Republik gleich den Initialen der Zueignung und der Vorrede in das Prachtgewand des Golddrucks gekleidet, der hier zum erstenmale begegnet.

Die Sprache der Bücher war damals in Deutschland gewöhnlich noch die lateinische; im Jahre 1500 wurden erst etwa 80 deutsche Bücher veröffentlicht, 1518 schon 150; unter Luthers Einfluß aber nahm der Prozentsatz deutscher Druckschriften dermaßen zu, daß 1519 bereits 260, 1520 570, 1521 620, 1524 900 der Öffentlichkeit übergeben wurden. Allein unter Luthers Namen kamen in den Jahren 1518—23 553 Neudrucke heraus. Ein Zwickauer Prediger berichtet 1525, alle Welt wolle mit Dr. Martin Luthers Büchern handeln und damit reich werden, und der berühmte Altenburger Geistliche Spalatin schreibt schon 1520, nichts werde mehr gekauft, nichts begieriger gelesen, nichts eifriger besprochen; ja in dem gleichen Jahre hat ein Buchhändler auf der Frankfurter Messe nach eigener Angabe 1400 Exemplare von Luthers Schriften abgesetzt. Damit steht in Einklang, daß seine Abhandlung über die Freiheit des Christenmenschen binnen sechs Jahren sechzehn Neudrucke nötig machte und daß ihm für den

Verlag seiner Bücher einmal 400 Gulden angeboten wurden, eine Summe, die sein jährliches Einkommen um 100 Gulden überstieg. Doch lehnte er es ab, Geld dafür anzunehmen.

Aus alledem ergiebt sich, daß die neue Kunst von außerordentlichem Einfluß auf das ganze geistige Leben des 15. und 16., sowie auch der folgenden Jahrhunderte gewesen ist. Denn durch sie wurde die Wissenschaft weiter verbreitet und schneller zur Entfaltung gebracht, jenes, weil die Bücher, die man bisher nur mühsam durch Abschreiben vervielfältigt hatte, jetzt billiger geliefert werden konnten, dieses, weil nun die Gedanken rascher ausgetauscht und die Leistungen der einzelnen besser gewürdigt werden konnten*). Kein Wunder, daß das Straßburger Gutenbergdenkmal die hervorragendsten Geister Europas mit zur Darstellung bringt, das Frankfurter am Fußgestell die Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie vorführt und das Mainzer in lateinischer Sprache die Worte des deutschen Gelehrten Otfried Müller enthält:



(Minna: „Was seh' ich, diesen Ring . .".)
Abb. 9. Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm.
(Aus Könnecke, Bilderatlas d. deutsch. Nationallitt.)

„Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie nicht nur für sich, nein für die Völker der Welt."

---

*) Infolge der Steigerung des Büchervorrats wurde auch die Wahrscheinlichkeit geringer, daß wichtige Schriften ihren Untergang fanden, was bei vielen Werken des Altertums und des Mittelalters thatsächlich geschehen ist.

Gutenberg aber hat durch seine Erfindung das papierne Zeitalter eröffnet und nach dem Ausspruche eines deutschen Dichters „den Gedanken kühn befreit aus dem jahrtausendalten Sklavenbande und Fittiche dem freien Wort verliehn, daß es durchfliegt die Zeiten und die Lande."



(Franziska: „Alle zwanzig, Herr Werner".)
Abb. 10. Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm.
(Aus Könnecke, Bilderatlas d. deutsch. Nationallitt.)

Wir haben bisher nur von dem einen Druckverfahren mit Typen gesprochen; es giebt deren noch mehrere andere: zunächst den **Kupferdruck** (vgl. die zwei Kupferstiche von Chodowiecki), der schon in einem 1477 zu Florenz erschienenen Buche verwendet worden ist*) und, wie der Name sagt, darin besteht, daß eine (natürlich geschliffene und glattpolierte) Kupferplatte dabei in Gebrauch genommen wird. Erst seit Anfang unseres Jahrhunderts nimmt man dafür auch Stahl (Stahlstich). Die zum Abdruck bestimmte Schrift oder Abbildung wird meist mit einem spitzen Instrument in die ebene Fläche eingeritzt**) und letztere dann mit Farbe überstrichen. Damit das Papier beim Drucken richtig in die Fugen der Zeichnung hineingepreßt wird, bedeckt man es mit einem weichen Tuche. Während sich also beim Letterndruck die erhabenen

*) Das erste deutsche Werk, welches durch einen Kupferstich illustriert wurde, ist 1479 von G. Reyser in Würzburg gedruckt worden, ein späteres Werk, aber von einem der bedeutendsten Kupferstecher Deutschlands, D. N. Chodowiecki († 1801), sind die zwei nachgebildeten Kupferstiche zu Lessings Minna von Barnhelm.

**) Daher die Redensart: „Er schreibt wie gestochen."

Stellen abdrucken, thun es hier die tiefer liegenden. Daher nennt man die Technik des Buchdruckes auch Hochdruck und diese im Gegensatz dazu Tiefdruck. Selbstverständlich ist, daß man solche Platten nicht benutzen wird, um Bücher oder Zeitungen damit herzustellen; denn das würde zu umständlich und teuer sein; wohl aber bedient man sich ihrer z. B. zur Herstellung des Papiergelds, welches 1716 in Frankreich aufgekommen und jetzt in Ermangelung hinreichender Edelmetalle in der ganzen civilisierten Welt verbreitet ist. Den dazu erforderlichen Bedruckstoff fertigt man, um Nachahmungen zu erschweren, so, daß man in der Papiermasse Muster einlegt (sogenannte Musterzeichen), die, gegen das Licht gehalten, sichtbar werden, oder daß man, wie für das deutsche Reichspapiergeld, zahlreiche gefärbte Fasern wirr durcheinander bettet. Die Figuren, Randleisten und Schriftzüge aber, die durch die Kupferdruckpresse auf das Papier übertragen werden, sind meist von Künstlerhand entworfen und in Kupfer gestochen. Welche Mengen solcher wertvoller Scheine jährlich gefertigt werden, ersieht man aus dem Berichte über die Thätigkeit der deutschen Reichsdruckerei, die im Jahre 1897 mit 20 Hand- und 4 Schnellpressen 1 204 000 Stück Reichsbanknoten und 852 000 Stück Reichskassenscheine im Gesamtwerte von über 466 Mill. Mark hergestellt hat, während überhaupt nach dem Gesetze vom 30. April 1874 für 1 Milliarde 800 000 Mill. Mark Banknoten zu 100, 500 und 1000 Mark und für 120 Mill. Mark Kassenscheine zu 5, 10 und 50 Mark verausgabt werden dürfen, die sämtlich aus der Reichsdruckerei hervorgehen. Ebenso wendet man den Kupferdruck auch zur Anfertigung von anderen Wertzeichen wie Schuldverschreibungen, Anleihen, Aktien u. s. w. an, wiewohl dabei oft andere vervielfältigende Künste mit im Spiele sind. Denn die Gesellschaften, Städte oder Regierungen, welche solche Papiere herausgeben, sind darauf bedacht, durch Häufung der Herstellungsschwierigkeiten Fälschungen zu verhüten. So findet man z. B. häufig künstliche Unterdrucke, die gewöhnlich auf lithographischem Wege hervorgebracht worden sind.

Damit wären wir zu einer neuen Art der Vervielfältigung, dem von Aloys Senefelder erfundenen Steindruck, gekommen. Dieser machte nämlich 1798 die Entdeckung, daß die mit einer fettigen Masse auf glatten Steinen ausgeführte Zeichnung mit Schwärze überzogen und abgedruckt werden kann, wogegen die

übrige Fläche der Platte die Farbe nicht annimmt, sofern sie nach Auftragung der Umrisse mit einer Wasser- oder Gummilösung angefeuchtet wird. Doch eignete sich nicht jeder Stein in gleicher Weise dazu, am besten wohl der Schiefer von Solnhofen bei Eichstätt in Bayern, der die genügende Härte, Dichtigkeit und Feinheit der Poren besitzt. Erst neuerdings hat man daneben auch Metalle, z. B. das Aluminium und Zink, verwendet.

Über diese drei Arten des Druckes ist man bis jetzt nicht hinausgekommen; dagegen hat man nach und nach in der Methode, die Druckplatten herzustellen, große Fortschritte gemacht. Während anfangs dazu nur die Thätigkeit der Hand herangezogen wurde, hat man sich dabei allmählich die Chemie und die Photographie zu nutze gemacht. Man wirkt nämlich mit Hilfe des Lichtes auf dafür empfindliche Stoffe, namentlich Chromsalze ein, welche auf eine zum Drucken in Aussicht genommene Metall- (oder Glas)platte aufgetragen sind*). Dann werden die zum Druck bestimmten Stellen der Metallplatte durch Aufgießung von ätzenden d. h. metallauflösenden Flüssigkeiten bis zu einer gewissen Tiefe weggefressen. So schafft man dem Steindruck und dem Kupferdruck entsprechend Lichtdruck und Helio-(Photo)-gravüre. Wollten wir aber hier näher auf diese und andere Techniken eingehen, so würde dies zu weit führen. Wir verweisen daher auf das jüngst erschienene Büchlein von C. Kampmann, Die graphischen Künste, Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung 1898.

Doch soll hier noch kurz ausgeführt worden, wie sich die Illustration der Schriften im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hat. Die Sitte, das Geschriebene mit Bildern zu erläutern, ist keineswegs neu; sie findet sich schon im Altertum bei den asiatischen (Chinesen, Indern, Persern) wie bei den europäischen (Griechen, Römern) Völkern. Griechische Gelehrte hielten es für angemessen, Schriften über wissenschaftliche Stoffe mit Abbildungen zu versehen, die zur Veranschaulichung und Belehrung dienen sollten. Das bezeugt unter andern ein Werk des Astronomen und Geometers Eudoxus aus Knidus (um 370 v. Chr.), der nachweisbar zuerst in Griechenland astronomische

---

*) Mit denselben Hilfsmitteln macht man auch Platten für den Buch-(Hoch)druck zurecht, wobei natürlich umgedreht die nicht druckenden Stellen in der Metall-(Zink)platte weggeätzt werden müssen. Auf diesem Wege sind die meisten Abbildungen dieses Buches hergestellt worden.

Zeichen zur Erläuterung des Textes hinzufügte; das beweist auch ein noch erhaltenes (in Wien befindliches) Werk des griechischen Arztes und Naturforschers Dioskorides, das um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus verfaßt ist und von den



Abb. 11. Aus dem medizinischen Werk des Apollonius von Citium.*)
(Nach der Ausgabe von H. Schöne.)

Arzneimitteln des Pflanzen- und Tierreichs handelt, das bekundet endlich ein medizinisches Werk des Apollonius aus Citium über Einrenkungsmethoden aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., welches uns in einer Handschrift aus byzantinischer Zeit vorliegt. (Vgl. die beifolgende Abbildung.)

---

*) Das Bild, welches sich in einem Codex Laurentianus befindet, zeigt eine Umrahmung von ausgesprochen byzantinischem Charakter,

Auch die Schulbücher wurden illustriert, vor allem der eifrig von der Jugend gelesene Homer; z. B. bewahrt die ambrosianische Bibliothek zu Mailand noch Bruchstücke einer Ilias mit 58 Abbildungen. Dem Beispiele der Griechen folgten die Römer, welche verschiedene Bücher, namentlich den Vergil, zur Freude und Anregung der Schüler mit Bildern ausstatteten (so das in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom befindliche Exemplar) und auch Geschichtswerke künstlerisch ausschmückten. Das Großartigste aber, was sie geleistet haben, sind wohl die 39 v. Chr. erschienenen „Bildnisse" (Imagines) des gelehrten Forschers M. Terentius Varro, eine Galerie berühmter Männer, in der nach dem Zeugnis des Plinius nicht weniger als 700 Abbildungen von Königen, Feldherrn, Staatsmännern, Dichtern, Prosaikern, Künstlern u. s. w. mit begleitendem Text enthalten waren.

In den Fußstapfen der Römer wandelte die spätere Zeit. Besonders waren die Mönche darauf bedacht, Bibeln und Gebetbücher zur Augenweide der Leser zu „illuminieren", doch in der Regel nicht die ganze heilige Schrift, sondern nur einzelne Teile. Von diesen Werken sind uns mehrere prachtvolle Stücke erhalten, die ins 4.—6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichen: so eine Ausgabe des ersten Buches Mosis mit 48 Miniaturen, in denen die biblische Geschichte vom Sündenfall bis zum Tode Jakobs dargestellt wird, und eine Schilderung der Thaten Josuas auf einer 10 m langen Pergamentrolle. Jene ist ein köstlicher Schatz der Wiener, diese der Vatikanischen Bibliothek in Rom. Neutestamentliche Vorgänge finden wir am frühesten in einem zu Rossano in Calabrien aufbewahrten Evangelienbuche gezeichnet; auch wissen wir, daß der heilige Augustin ein mit reichem Bilderschmuck versehenes Exemplar der Evangelien von Afrika mit sich nach Canterbury in England genommen hat. Eine ganze Bibel mit Illustrationen erwarb 1398 Herzog Philipp der Kühne von Burgund für 600 Goldgulden. Die meisten Bilderhandschriften wurden im 13. bis

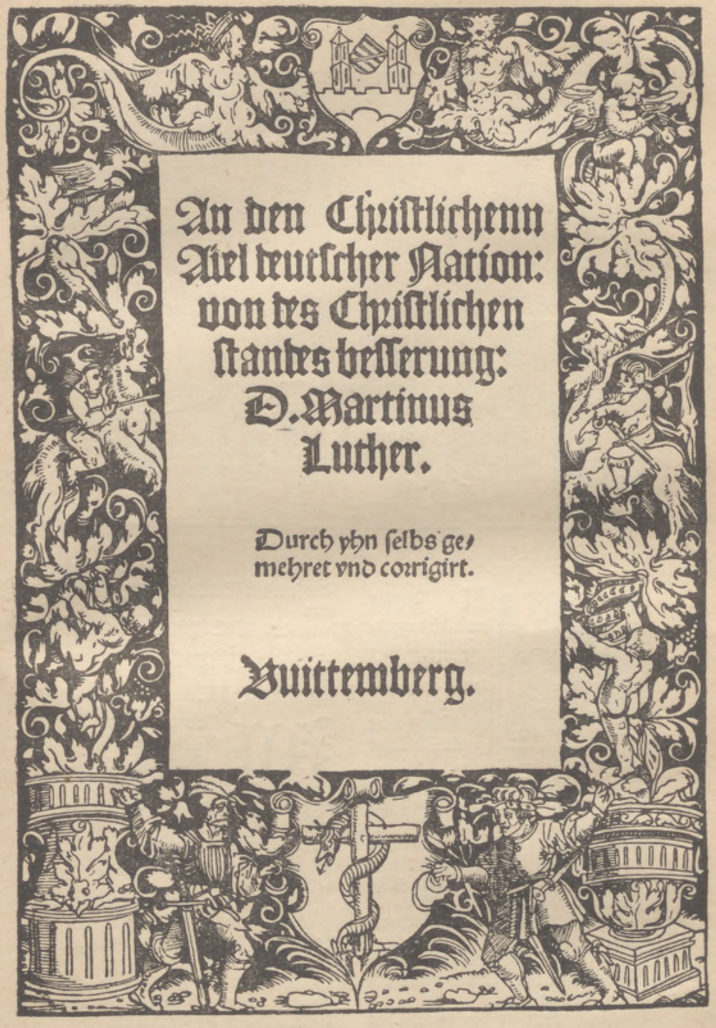
---

während Patient und Arzt, entgegen der byzantinischen Gewohnheit und somit nach einer Vorlage aus dem Altertum, nackt dargestellt sind; dieser renkt jenem, wie die Aufschrift sagt [*ἐμβολὴ μηροῦ ἡ ἐπὶ κεφαλὴν καὶ (διὰ) τοῦ (τῆς) πήχεως τοῦ ἰατροῦ παρὰ τὸν περίναιον γενομένη, ἣν εἰς τὸ ἔσω μέρος ὀλίσθῃ*] einen nach innen luxierten Oberschenkel ein, hat ihn deshalb aufgehangen und seine beiden Arme mit Riemen an den Körper gebunden.

15. Jahrhundert hergestellt; denn damals hatte man eine wahre Sucht nach bildlichen Darstellungen. Doch war die Art der Behandlung nicht mehr so wie im Altertum. Wie sich die Schrift in den verschiedenen Zeitabschnitten wandelte, so wurden auch die Illustrationen dem jeweiligen Geschmacke der Menschen angepaßt und allmählich von den Anschauungen und Stilformen der Römer und der Byzantiner frei. Ein vollständiger Umschwung trat mit dem Aufkommen der Holzschneidekunst ein, doch gebührt der Buchmalerei das große Verdienst, der folgenden Zeit ein nicht hoch genug zu schätzendes Material an Zierleisten, Arabesken, Vignetten*), Initialen u. s. w. übermittelt zu haben. Den Vorteil des Abdrucks in Holz geschnittener Bilder vor dem Malen erkannten bald die Illuminatoren, die seit dem 14. Jahrhundert damit beschäftigt waren, Andacht- und Gebetbücher, Kalender und ähnliche Schriften besonders für den Verkauf auf den Jahrmärkten herzustellen und sie, um ihnen einen größeren Abnehmerkreis zu sichern, mit Bildchen zierten. Das erste, mit Jahreszahl nachweisbare Blatt, das in Deutschland durch Holztafeldruck geschaffen wurde, ist das Bild des heiligen Christoph aus dem Jahre 1423; ein anderes mit der Marterung des heiligen Sebastian stammt aus dem Jahre 1437. Doch läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die Kunst schon im 14. Jahrhundert ausgeübt worden ist. Als man endlich den Holzschnitt mit der Tiegelhandpresse zu vervielfältigen vermochte, wuchs die Zahl der Illustrationen sehr. Soweit uns bekannt, ist das älteste damit geschmückte Druckwerk Ulrich Boners Edelstein, eine Sammlung von 100 Fabeln und Erzählungen, die 1461 auf 88 Blättern veröffentlicht wurden, ein Jahr später erschien die sogen. Armenbibel, eine Unterweisung der Unwissenden (pauperes) in der christlichen Heilslehre mit einer Sammlung von etwa 40 Bildern**), die nach den Glasgemälden des Klosters zu Hirsau hergestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen waren. Diesen Werken folgten zahlreiche andere nach, die zum Teil prächtig ausgestattet wurden. Namentlich die Titelblätter suchte man in der schönsten Weise zu schmücken. (Vgl. beifolgende Abbildungen.) Zu wirklich künstlerischer

*) Randzeichnungen, die ursprünglich in Weinrankenform gehalten waren und von lateinisch vinea, Weinlaub, Weingarten benannt sind.

**) Die verschiedenen Ausgaben schwanken in der Zahl der Bilder.



An den Christlichenn Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung: D. Martinus Luther.

Durch yhn selbs gemehret vnd corrigirt.

Wittemberg.

Abb. 12. Titel zu Luthers Schrift: „An den christlichen Adel“.
(Nach Könnecke, Bilderatlas z. Gesch. d. deutschen Nationallitteratur, verkleinert.)

Der Psalter.



I.



Ol dem der nicht wandelt im rat der Gottlosen/noch trit auff den weg der sünder/Noch sitzt da die Spötter sitzen.

Sondern hat lust zum Gesetz des HERRN/Vnd redet von seinem Gesetze tag vnd nacht.

Der ist wie ein bawm gepflantzet an den wasserbechen/der seine frucht bringet zu seiner zeit/Vnd seine bletter verwelcken nicht/vnd was er machet/das gerett wol.

Aber so sind die Gottlosen nicht/Sondern wie sprew/die der wind verstrewet.

Darumb bleiben die Gottlosen nicht im b gerichte/noch die sunder jnn der Gemeine der gerechten.

Denn der HERR kennet den weg der gerechten/Aber der gotlosen weg vergehet.

II.

Warumb toben die Heiden/Vnd die leute reden so vergeblich?

Die Könige im lande lehnen sich auff/vnd die Herrn ratschlahen miteinander/Wider den HERRN vnd seinen gesalbeten.

Lasset vns zureissen jre bande/vnd von vns werffen jre seile.

Aber der im Himel wonet/lachet jr/Vnd der HERR spottet jr.

Er wird einest mit jnen reden jnn seinem zorn/Vnd mit seinem grim wird er sie schrecken.

Aber ich

Abb. 13. Anfang des Psalters a. d. ersten Druck d. vollständ. Bibelübersetzung Luthers. (Nach Könnecke, Bilderatlas z. Gesch. d. deutschen Nationallitteratur, verkleinert.)

Bedeutung gelangte aber der Holzschnitt erst im 16. Jahrhundert, wo bedeutende Maler wie Dürer, Holbein (vgl. beifolgende Abbildungen zweier Buchstaben aus seinem Totentanzalphabet), Kranach die Zeichnungen entwarfen und kunstliebende Fürsten wie Maximilian I. ihre Unterstützung gewährten. Die von verschiedenen Meistern illustrierten Dichtungen dieses Kaisers sind eine Zierde jener Zeit und von bleibendem Werte, namentlich der „Theuerdank", der sich durch den Luxus der Ausstattung und die große Zahl der Bilder auszeichnet, überdies von einem der berühmtesten Buchdrucker, Johann Schönsperger aus Augsburg, in Nürnberg mit besonders dazu gegossenen Lettern 1507 gedruckt worden ist*). Namentlich in den Hauptsitzen des Buchdruckergewerbes, in Venedig, Basel, Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Wittenberg, Leipzig fanden sich bald zahlreiche Leute ein, die es verstanden, mit dem Messer oder Grabstichel geschickt umzugehen, wofür sie freilich oft nicht glänzend bezahlt wurden. Wenigstens schreibt der Züricher Buchhändler Froschauer, der ein großes Verlagsgeschäft, zumal in Bibeln, hatte, 1545: „Ich habe den besten Maler, so jetzt ist, bei mir im Hause und gebe ihm alle Wochen zwei Groschen, Essen und Trinken; er thut nichts anderes als Figuren reißen in Chronika"**).



Abb. 14. Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet. (Nach d. Faksimiledruck der Reichsdruckerei.)

Doch allmählich wurde der Holzschnitt in besseren Büchern vom Kupferstich zurückgedrängt und erhielt durch den dreißigjährigen Krieg einen schweren Schlag, blieb aber z. B. für Titel einfacher ausgestatteter Bücher wegen seiner größeren Wohlfeilheit immer im Gebrauch. (Vgl. den folgenden Titel zu Schillers Räubern.) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde er, vor allem durch den Engländer Bewick, zu neuem Leben erweckt und nahm, dank der Gründung illustrierter Zeitschriften, in unserem Jahrhundert wieder großen Aufschwung.



Abb. 15. Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet. (Nach d. Faksimiledruck der Reichsdruckerei.)

*) Diese Schrift war das Vorbild für die moderne Frakturschrift.

**) Gemeint ist Joh. Stumpfs Schweizerchronik.

Die

Räuber.

Ein Schauspiel

von fünf Akten,

herausgegeben

von

Friderich Schiller.



Zwote verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.

bei Tobias Löffler.

1782.

Abb. 16. Titel der 2. Ausgabe von Schillers Räubern.
(Aus Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationallitteratur.)

Welcher Vervollkommnung er fähig war, ersieht man z. B. aus den herrlichen Bildern, mit denen Adolf Menzel die Werke Friedrichs des Großen geschmückt hat. Neuerdings sind, wie schon erwähnt, eine große Anzahl anderer Mittel gefunden worden, um schnell und billig Abbildungen herzustellen, doch hat man darüber die Verdienste früherer Zeiten nicht vergessen. So erscheint seit 1880 im Verlage von Georg Hirth in München und Leipzig eine Sammlung, die sich zur Aufgabe gemacht hat, alte Schriftstücke in Wort und Bild wieder aufleben zu lassen. Sie führt den Titel „Liebhaberbibliothek alter Illustratoren in Facsimilereproduktionen“ und enthält u. a. folgende Werke: Das Hallische Heiligtumsbuch vom Jahre 1520 (13. Bändchen), Hans Burgkmairs Leben und Leiden Christi, Augsburg 1520 (11. Bändchen), Jost Ammans Stände und Handwerker mit Versen von Hans Sachs, Frankfurt a. M. 1568 (7. Bändchen); auch Velhagen und Klasings Zeitschrift für Bücherfreunde bringt manches hierher Gehörige. Dagegen haben wir keine Gesellschaften, wie die der englischen Bibliophilen (Bücherfreunde), die aus Liebe zur Sache alte Bücher geschmackvoll erneuern lassen.

3. Briefwesen.

Die ältesten Briefe, die uns erhalten sind oder von denen wir Kenntnis haben, rühren von Herrschern oder hervorragenden Staatsmännern her. Als noch Urwälder den Boden unseres Vaterlandes bedeckten, fühlten bereits morgenländische Fürsten das Bedürfnis, wichtige Botschaften niederzuschreiben und selbst auf große Entfernungen hin zu versenden. Das bezeugen u. a. die 300 Thontäfelchen des Berliner Museums, die man kürzlich zu Tell el Amarna in Ägypten gefunden hat. Denn auf ihnen ist ein Briefwechsel des 15. Jahrh. v. Chr. verzeichnet, den verschiedene vorderasiatische Regenten mit zwei Gebietern des Nillandes gepflogen haben: größtenteils Meldungen von dem Heimgange gekrönter Häupter und dem Regierungsantritt ihrer Nachfolger, Treugelöbnisse und Rechtfertigungen des Verhaltens Untergebener, Zusicherungen beständiger Freundschaft und Begleitworte zu kostbaren Geschenken. (Vgl. die nachfolgende Abbildung eines Briefes, den Fürst Abscheba von Jerusalem an König Amenophis von Ägypten geschickt hat.) Etwa 500 Jahre später sind zwei Schreiben anzusetzen, die

uns in den Gedichten Homers und in der Bibel, den ältesten Schriften der Griechen und Israeliten, überliefert werden. Dort giebt König Prötus dem Bellerophon einen Brief an seinen Schwager Jobates mit, der die Bitte enthält, den Überbringer jener Zeilen aus dem Wege zu räumen, hier schickt König David den Urias mit einer schriftlichen Mitteilung gleichen Inhalts an seinen Oberbefehlshaber Joab. In beiden Fällen geben Frauen Veranlassung zu dem verhängnisvollen Auftrage. Denn da des Prötus Gemahlin in heimlicher Liebe zu Bellerophon entbrannt ist, ihn aber ihren Wünschen nicht geneigt findet, beabsichtigt sie, ihn auf Grund falscher Anschuldigungen durch ihren Gemahl vernichten zu lassen, und da David mit des Urias Weib in unerlaubtem Verkehr steht, so liegt ihm daran, deren Gatten zu beseitigen. Beide Fälle sind aber auch sprichwörtlich geworden. Denn wie wir noch jetzt von einem „Uriasbrief" reden, so brauchten die alten Römer schon zu Plautus Zeit die Wendung „einen zum Bellerophon machen" in dem Sinne „jemand in das sichere Verderben schicken".

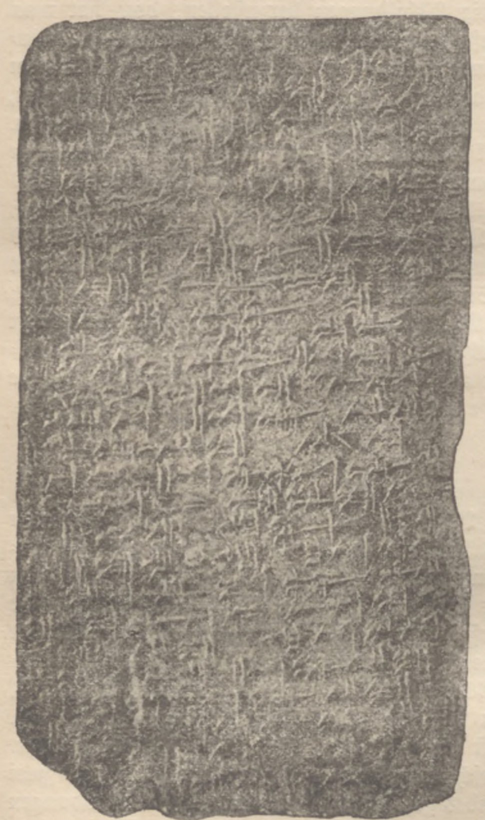


Abb. 17. Brief des Fürsten Abscheba von Jerusalem.

Viel weniger wissen wir von dem frühesten Briefwechsel

in Italien und Deutschland. Zu der Zeit, wo das Licht der Geschichte die Apenninenhalbinsel klar erhellt, in den großen Kriegen des 3. Jahrh. v. Chr., macht man dort bereits eifrig von diesem Verständigungsmittel Gebrauch, und etwa 100 Jahre danach richtet eine edle Frau treffliche Worte der Ermahnung an ihren Sohn, den G. Gracchus; hier aber war damals an die Abfassung von Briefen noch nicht zu denken. Selbst um die Mitte des 1. Jahrhunderts konnte Cäsar mit Germanenfürsten wie Ariovist nur mündlichen Gedankenaustausch unterhalten, und erst während der römischen Kaiserzeit waren einzelne mehr von der Kultur beleckte deutsche Heerführer imstande, mit den Römern in schriftlichen Verkehr zu treten, vor allem der Markomannenkönig Marbod († 38), der unter Augustus in Rom die lateinische Sprache und die Kunst des Schreibens erlernte.

Die Bewahrung des Briefgeheimnisses hat zu allen Zeiten Schwierigkeit gemacht. Im Altertum und Mittelalter kam es nicht selten vor, daß Boten, bei denen man wichtige Nachrichten vermutete, aufgegriffen oder niedergestoßen wurden. Selbst nach Einführung der Staatspost Anfang des 16. Jahrhunderts hörte man noch oft Klagen über unbefugtes Öffnen verschlossener Schreiben. Mitunter geschahen solche Gesetzwidrigkeiten sogar im Auftrage von fürstlichen Personen, denen es verlockend erschien, das Privatleben anderer genau kennen zu lernen, und namentlich Vergnügen bereitete, einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Mitmenschen zu thun. Erst 1670 wurde von seiten des Reichs das Briefgeheimnis verbürgt; auch ließen der große Kurfürst und andere Herrscher die Postbeamten darauf vereidigen. In der Neuzeit aber ist es den Behörden fast nur dann gestattet, den Inhalt eines verschlossenen Schriftstückes festzustellen, wenn es darauf ankommt, den Aufenthalt und die Beziehungen gerichtlich Verfolgter zu ermitteln oder Pläne und Gesinnungen von politisch stark Belasteten zu erforschen. Natürlich hat man auch von alters her nach Mitteln und Wegen gesucht, um das unerlaubte Lesen von Briefen zu erschweren. Ein einfacher Verschluß schützt wohl vor den Augen, aber nicht vor den Kniffen hinterlistiger Gesellen. Darum hat man sich meist durch Geheimschriften vor Verrat bewahrt. Verhältnismäßig unvollkommen war noch das Verfahren, das die Spartaner bei wichtigen Sendungen

ins Ausland anwandten. Sie gaben nämlich den außer Landes gehenden Beamten, besonders den in den Krieg ziehenden Feldherren einen Stab mit von gleicher Stärke wie der war, den die heimischen Behörden in Gebrauch hatten. Sollte nun eine geheime Botschaft an einen von diesen erlassen werden, so wickelte man um den in der Heimat befindlichen Stab einen schmalen Riemen in der Weise, daß er überall genau schloß, beschrieb ihn nach der Quere, löste ihn los und schickte ihn ab. Wenn ihn dann der Empfänger auf dieselbe Art wieder um seinen Stab wand, so konnte er die ihm zugegangene Mitteilung mit Leichtigkeit lesen.

Größere Sicherheit bot die Verwendung einer Schriftgattung oder Sprache, deren man in der betreffenden Gegend nicht mächtig war. So schrieb Cäsar einen Brief an seinen von den Belgiern eingeschlossenen Unterfeldherrn Cicero mit griechischen Buchstaben, ja wahrscheinlich auch in griechischer Sprache, damit, falls das Schreiben den Feinden in die Hände fiele, die Pläne der Römer nicht von ihnen entdeckt würden. Doch bediente sich derselbe Staatsmann im Verkehr mit seinen Freunden auch der verschiedensten Abkürzungen, Buchstabenverstellungen u. s. w., die er vorher mit ihnen verabredet hatte. Weiter ist diese Kunst im Mittelalter ausgebildet worden, wo man Zahlen, Punkte und allerhand andere Zeichen heranzog, die man jetzt Chiffern (= franz. chiffre) oder mit einer anderen Form desselben Wortes „Ziffern" (vgl. auch „entziffern") nannte, weil häufig Zahlen dazu benutzt wurden*). In den gefährlichen Zeitläufen des 16. und 17. Jahrhunderts war dieses Verfahren ziemlich weit verbreitet, für den politischen Schriftwechsel aber z. B. zwischen Wallenstein und dem Kaiser bei der Unsicherheit der Wege geradezu unerläßlich. Neuerdings sind chiffrierte Briefe oder Depeschen immer kunstvoller geworden; man schreibt oft von der Rechten zur Linken, verwendet denselben Buchstaben in mehrfacher Bedeutung, fügt irreführende Zeichen ein, trennt die Wörter nicht u. s. w., so daß die Auflösung gewöhnlich nur dem Empfänger der Nachricht gelingt, weil er einen Schlüssel besitzt.

Mit der Zunahme der Bildung und der Steigerung des Verkehrs wuchs selbstverständlich auch der Umfang der Korre-

*) Vgl. Schillers Maria Stuart I, 4: „Geheime Briefe in Ziffern".

spondenz. In alter Zeit schrieb man wenig, nicht bloß wegen der Umständlichkeit und der hohen Kosten, die durch die Bestellung der Briefe erwuchsen, sondern namentlich, weil die Voraussetzungen eines regen, lebhaften Gedankenaustausches fehlten. Doch können wir in Griechenland und Rom von den Anfängen der Kultur bis zum Ende des Altertums eine stetige Zunahme des Briefwechsels feststellen. Wenig ist davon im Original auf uns gekommen, und die auf anderem Wege überlieferten Texte sind oft gefälscht, namentlich gern berühmten Männern untergeschoben worden; doch haben wir noch den Wortlaut von vielen Briefen des römischen Redners Cicero und können aus deren Zahl (787) einen Schluß darauf ziehen, wie sehr es in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung den gebildeten Römern zum Bedürfnis geworden war, sich auch nach der räumlichen Trennung miteinander zu unterhalten. Leute vornehmen Standes hatten sogar oft in Rom einen besonderen Sklaven oder Freigelassenen zur Erledigung ihrer Schreiben und einen eigenen Eilboten, der diese an den Adressaten besorgte.

In Deutschland muß bis ins 14. Jahrhundert hinein der Briefverkehr als unbedeutend angesehen werden; denn fast nur die Geistlichen waren daran beteiligt. Erst durch die Ausbreitung des Handels trat ein Umschwung zum bessern ein; jetzt sahen sich Söhne und andere Angehörige von Kaufmannsfamilien genötigt, oft monate- oder gar jahrelang außerhalb ihrer Heimat zu bleiben, um ihren Geschäften obzuliegen, waren also, wenn sie Nachrichten an die Ihrigen geben oder von diesen erhalten wollten, auf schriftliche Gedankenäußerung angewiesen; andere suchten auf brieflichem Wege Waren zu erwerben oder loszuschlagen, Marktpreise zu ermitteln u. s. f.; ferner schrieben seit der Gründung von Hochschulen Studenten an ihre entfernt wohnenden Eltern, oder Gelehrte tauschten ihre Ansichten über wissenschaftliche Stoffe miteinander aus; namentlich seit dem Wiederaufleben der klassischen Studien wurde dieser Schriftverkehr ziemlich rege, ja es gab im 16. und 17. Jahrhundert Männer, die darin eine außerordentliche Thätigkeit entfalteten; zu ihnen gehört z. B. der berühmte Philosoph Leibniz (1646—1716). Denn er hatte nach Ausweis eines noch vorhandenen Verzeichnisses Korrespondenz mit 1054 Personen, unter denen sich 32 Fürsten befanden. Bei anderen war es die amtliche

Thätigkeit, die zu oftmaligem Schreiben Veranlassung gab. Luther wurde von Landesherren und Stadträten, die ihn um Geistliche oder Lehrer baten, von Predigern, die er schützen, von Mönchen und Nonnen, die er aus dem Kloster befreien sollte, von Gelehrten, die seine Meinung über diese oder jene Frage hören wollten, u. a. mit Briefen förmlich überschwemmt; allen aber antwortete er in seiner einfachen und natürlichen Art. Ähnlich war es bei Ph. J. Spener (1635—1705), dem Begründer der pietistischen Richtung, jener Form der Frömmigkeit, die sich durch schwärmerische Hingebung an die christliche Heilslehre und durch größere Glaubensinnigkeit auszeichnet. Ferner schrieben Fürsten und Fürstinnen viel zur gegenseitigen Unterhaltung, z. B. Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz und Gemahlin des Herzogs Philipp von Orléans, des Bruders von Ludwig XIV.; 1698 sandte sie viermal in der Woche Briefe an bestimmte Personen ab: Montags nach Savoyen, Mittwochs nach Modena, Donnerstags und Sonntags an ihre Tante Sophie Charlotte, die Königin von Hannover. 1707 äußerte sie sogar einmal, es vergehe kein Tag, an dem sie nicht mindestens vier Briefe erledige und Sonntags steige deren Zahl zuweilen auf zwölf. Darunter seien solche von 24—30 Seiten. Aber das sind alles nur Ausnahmen, der Durchschnitt stellt sich niedriger.

Eine stärkere Zunahme des Gedankenaustausches, namentlich betreffs der Zahl der dabei beteiligten Personen, läßt sich im 18. Jahrhundert wahrnehmen. Es war dies die Zeit der Gefühlsüberschwenglichkeit, wo das Herz, nicht der Kopf die Herrschaft behauptete. Alles schwelgte vor Vergnügen, wenn es galt, seine Empfindungen in Briefen an einen gleichfühlenden Freund auszudrücken. Jetzt gab es Leute, die sich schreibselig nannten, wie Goethes Mutter; ja die geistreiche Karoline Michaelis, welche später den Professor Aug. Wilh. v. Schlegel heiratete, spricht von einer „Briefwut, in der sie die Schreiben dutzendweise expediere“. Gellert, Gleim, Rabener u. a. Dichter jener Zeit fühlten gleichfalls das Verlangen nach einer ausgebreiteten Korrespondenz, der Straßburger Jugendfreund Goethes, Jung Stilling, aber gab mehr Geld für Briefporto aus, als seine Thätigkeit als Arzt einbrachte. Da man sich gern gegenseitig sein Herz ausschüttete und vertrauensselig alle Geheimnisse ausplauderte, so nahmen die Briefe meist einen großen

Umfang an. Daher wollte Klopstock einmal einen solchen noch nicht abschicken, weil er ihm noch nicht dick genug erschien; denn mit weniger als 8—10 Seiten war gewöhnlich weder der Schreibende noch der Empfangende zufrieden.

Unser Jahrhundert ist trockener und verstandesmäßiger geworden, lange Gefühlsergüsse haben sachlichen Auseinandersetzungen Platz machen müssen; aber dafür hat das Bedürfnis des Briefschreibens weitere Kreise ergriffen. Auch die unteren Stände nehmen mehr und mehr am schriftlichen Verkehr teil, der infolge davon riesig gewachsen ist. Den besten Beweis dafür liefern statistische Angaben, Zusammenstellungen über die Zahl der Postanstalten, der beförderten Briefe und Karten u. s. w. Nach der amtlichen Feststellung kam 1896 im Deutschen Reiche (ausschließlich Bayerns und Württembergs) auf etwa 15 Quadratkilometer oder 1481 Einwohner eine Postanstalt, so daß deren Zahl damals 30 019 betrug (gegenüber 28 726 im Jahre 1895), in demselben Jahre belief sich die Summe der durch die Reichspost übermittelten Sendungen auf über $3\frac{1}{2}$ Milliarden (3,587 475 002); darunter waren rund 1273 Mill. Briefe und 476 Mill. Postkarten; in einer Stadt wie Köln allein treffen jährlich etwa 35 Mill. Briefschaften ein und ebensoviele gehen wieder ab. Allerdings sind diese Ziffern nicht völlig sicher, sondern nur ungefähr abgeschätzt. Denn da es unmöglich ist, bei der Masse des zu bewältigenden Stoffes den ganzen Eingang und Ausgang genau zusammenzuzählen, so werden zweimal jährlich eine Woche lang vom 2.—3. Donnerstag im Monat Februar und August an sämtlichen Postanstalten die eintreffenden und abgehenden Briefsendungen festgestellt. Die sich aus dieser vierzehntägigen Statistik ergebende Summe nimmt man dann 26mal, um das Jahresergebnis (zweimal 26 Wochen) zu erzielen. Bedenkt man nun, daß die Weihnachts- und Neujahrsbriefe, die Konfirmationsglückwünsche und die zu Pfingsten und an anderen schönen Sommertagen abgeschickten Ansichtspostkarten, ferner die durch außerordentliche Ereignisse wie Bismarcks Tod veranlaßten Schreiben*) dabei gar nicht in Betracht gezogen werden, so wird man geneigt sein, die Gesamtziffer eher zu erhöhen als herabzusetzen. Dazu kommen

*) Die Zahl der in Friedrichsruh vom 31. Juli bis 3. August 1898 expedierten Briefe und Postkarten beträgt rund 10000.

die Briefe, die von Privatgesellschaften in etwa 80 größeren Städten des Deutschen Reichs befördert werden. Wie hoch sich deren Zahl beläuft, kann man ungefähr daraus entnehmen, daß in einer mitteldeutschen Stadt von etwa 18 000 Einwohnern täglich 300—400 Briefe und Karten, am Konfirmationstage des Jahres 1897 etwa 900 und am Neujahrstage etwa 8000 zur Bestellung durch die Privatpost aufgegeben wurden.

Der Briefverkehr hat also einen ganz gewaltigen Umfang angenommen; er hat sich in England von der Thronbesteigung Jakobs II. (1685) bis zum Jahre 1863 um das Siebzigfache gesteigert und ist in den letzten Jahrzehnten noch so mächtig gewachsen, daß er von ungefähr $3\frac{1}{2}$ Milliarden Briefen und Postkarten, die 1874 auf der ganzen Erde befördert worden sind, 1887 auf 6 Milliarden, 1894 aber auf 18 Milliarden gestiegen ist. Doch bestehen zwischen den einzelnen Ländern Europas bedeutende Unterschiede. Je mehr Industrie und Handel, je regeres geistiges Leben, um so ausgebreiteter die Korrespondenz. Man hat ausgerechnet, daß 1875 in Großbritannien auf einen Einwohner 34 Briefe und Postkarten kamen, 1894 aber 104. Für die nämlichen beiden Jahre stellt sich das Verhältnis in der Schweiz auf $27\frac{1}{3}$ und $87\frac{1}{4}$, im deutschen Reichspostgebiete $15\frac{1}{2}$ und $68\frac{1}{3}$, in Holland $14\frac{1}{2}$ und $46\frac{3}{4}$, in Belgien 13 und $61\frac{1}{2}$, in Dänemark $11\frac{1}{2}$ und $56\frac{1}{2}$, in Frankreich $10\frac{1}{2}$ und $45\frac{1}{4}$, in Österreich $10\frac{1}{2}$ und $28\frac{3}{4}$, in Norwegen $5\frac{1}{2}$ und 33, in Schweden $5\frac{1}{2}$ und $28\frac{1}{2}$, in Spanien $4\frac{3}{4}$ und $8\frac{1}{2}$, in Italien $4\frac{1}{2}$ und $17\frac{1}{2}$, in Ungarn $4\frac{1}{2}$ und $16\frac{1}{3}$, in Griechenland 2 und 6, in Rußland $\frac{3}{4}$ und $3\frac{1}{2}$ und in der Türkei $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$. Daraus erhellt, daß sich der Briefumsatz in den europäischen Staaten innerhalb der letzten 20 Jahre verdoppelt bis versechsfacht hat, jenachdem die Länder einen schwächer oder stärker entwickelten Verkehr aufweisen. Fragen wir aber, nach welchen Gegenden unsere Landsleute im Reichspostgebiete ihre Schreiben hauptsächlich richten, so lautet die Antwort: Nach Bayern gehen etwa 25 vom Hundert aller Briefe und Postkarten, nach Österreich-Ungarn $18\frac{1}{2}$, nach Württemberg 13, nach England $6\frac{1}{2}$, nach Frankreich 6, nach Holland 5, nach der Schweiz $4\frac{1}{2}$, nach Rußland 4, nach Belgien 3, nach Italien und Schweden 2, nach Dänemark $1\frac{1}{2}$, nach Norwegen 1, nach Spanien $\frac{1}{2}$, nach den übrigen Ländern weniger.

Was nun den Inhalt der Briefe betrifft, so wird er im Laufe der Jahrhunderte mannigfaltiger. Daher finden wir im vorgeschrittenen Altertum schon große Abwechselung. Von dem wohl berechneten Schreiben des klugen Staatsmannes bis zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung des trockenen Gelehrten, von der freudigen Mitteilung des vergnügten Reisenden bis zum ernsten Geschäftsbrief des rührigen Kaufmanns, von der Klage des im rauhen Norden kriegführenden Soldaten bis zum Liebesseufzer der zarten Jungfrau, vom süßen Plaudern des treuergebenen Freundes bis zum launenhaften Geschreibsel des verzogenen Kindes sind alle Gattungen vertreten, ja nicht bloß durch die Litteratur erhalten, sondern oft auch in ursprünglicher Gestalt. Erst kürzlich hat man wieder in den Trümmern der ägyptischen Stadt Oxyrhynchos ein merkwürdiges Schreiben aus dem 3. Jahrh. n. Chr. aufgefunden, welches den Beweis liefert, daß die Jugend jener Zeit nicht besser war als die heutige, daß es hier wie dort verwöhnte Bübchen und räudige Schafe giebt. Sein Inhalt ist zu lehrreich, als daß wir uns versagen könnten, ihn kurz vorzuführen: „Theon grüßt seinen Vater Theon. Es ist recht schlecht von Dir, daß Du mich nicht in die Stadt hast mitnehmen wollen. Wenn Du mich nicht mit nach Alexandria gehen läßt, so werde ich Dir auch keinen Brief schreiben und nicht mit Dir reden und Dir nicht Lebewohl sagen. Und wenn Du nach Alexandria reisest, werde ich Dir nicht die Hand geben und werde Dich nie wieder küssen . . . Sende mir doch wenigstens eine Leier. Thust Du das nicht, dann esse ich nicht und trinke ich nicht."

In Deutschland waren die ältesten Briefe wohl fast ausschließlich politischen Inhalts, z. B. die des Markomannenfürsten Marbod an den römischen Kaiser Tiberius. Um so wunderbarer berührt es, daß der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der in seiner Germania eine sonst meisterhafte Darstellung der Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren im 1. Jahrh. n. Chr. gegeben hat, die Bemerkung für nötig hält, heimlicher Briefwechsel zwischen beiden Geschlechtern, wie er damals in dem sittenlosen Rom bestand, sei in Deutschland nicht vorhanden. In christlicher Zeit korrespondierten die Mönche miteinander über allerhand geschäftliche Angelegenheiten, z. B. die Verwaltung der Klostergüter, aber auch über litterarische Erscheinungen und religiöse Fragen. Im 8. Jahrhundert kamen

die Liebesgrüße auf, eine schriftliche Aussprache zwischen beiden Geschlechtern, an der selbst diejenigen teilnahmen, die der Welt entsagt hatten und sich hinter Klostermauern bargen. Obwohl Karl der Große die Ausübung dieses Gebrauchs den Nonnen nicht gestattete, vermochte er ihn doch nicht völlig auszurotten, ja während der Blüteperiode des Rittertums im Zeitalter der Kreuzzüge gehörten solche Briefe so sehr zum guten Tone, daß die Fähigkeit sie abzufassen für einen Teil der höfischen Erziehung gehalten wurde. Gern bediente man sich dabei der gebundenen Form, weshalb sie auch Freundeslieder hießen.

Anders geartet waren die Briefe der Mystiker, die meist zwischen Geistlichen und adeligen Frauen gewechselt wurden. In ihnen kam die Glaubensinnigkeit und Gemütstiefe der Verfasser getreu zum Ausdruck, so daß die Nachrichten über das eigene Befinden und die persönlichen Erlebnisse, besonders den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden immer von Gefühlsausbrüchen durchsetzt waren. Vielseitiger wurde der Stoff schon im 14. Jahrhundert. Hier finden wir zunächst Meinungsaustausch zwischen Fürsten und Städten über Kriegsangelegenheiten, gegenseitigen Beistand, Friedensschlüsse, Geldvorschüsse, Münzprägung, auch Mitteilungen von gekrönten Häuptern über den Tod der Vorgänger und den eigenen Regierungsantritt, wie das noch erhaltene Schreiben, in welchem König Wenzel 1378 die freie Reichsstadt Straßburg von dem Heimgange seines Vaters Karl IV. in Kenntnis setzte. Daneben begegnen uns allerlei Geschäftsbriefe aus kaufmännischen Kreisen über Handelsverbindungen, stattfindende Märkte, gute Bezugsquellen, Warenpreise u. a. praktische Fragen, überdies Familiennachrichten verschiedener Art wie über die Feier von Geburtstagen und Hochzeiten, ferner über Todesfälle, Seuchen, Brände u. a. Unglücksfälle. Auch laufen in Privatbriefen bereits Notizen über wichtige politische Ereignisse von allgemeinem Interesse mit unter, die gewöhnlich als neue Märe, Läufe oder Zeitungen bezeichnet werden. Im 16. Jahrhundert hat man sich schon so sehr an den regelmäßigen Briefwechsel gewöhnt, daß man oft bloß zur Feder greift, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, ohne daß man imstande wäre, belangreiche Neuigkeiten vorzubringen. Man giebt von seinem Befinden Kunde und forscht nach dem des Adressaten, fügt dazu noch Grüße, und das Schreiben ist fertig.

Die Kunst, Briefe abzufassen, bildete jetzt sogar einen Teil des Schulunterrichts, ja es kamen seit Erfindung des Buchdrucks auch besondere Schriften auf, in denen sie gelehrt wurde, sogenannte Briefsteller. 1484 erschien das erste derartige Buch in Augsburg, und seitdem wuchs ihre Zahl so außerordentlich, daß man ruhig behaupten kann, Deutschland übertreffe in dieser Gattung des Schrifttums alle Länder der Erde. Bereits Christian Weise († 1708) konnte äußern, von 200 Jahren her seien so viele Bücher der Art geschrieben worden, daß man mit den bloßen Titeln einen ganzen Kramladen bekleiden könne. Neben ausführlichen Angaben über die beste Briefform sind darin meist Muster zur Nachahmung enthalten, und zwar werden oft Proben von mehr als 20 verschiedenen Briefgattungen vorgeführt, in denen es sich um Bitten, Gesuche, Anerbietungen, Entschuldigungen, Glückwünsche, Benachrichtigungen, Trostspenden, Danksagungen, Abschiede, Einladungen, Lobsprüche, Ermahnungen u. s. f. handelt. Auch werden häufig Formulare von Kaufbriefen beigegeben. Besonders ausführliche Behandlung erfährt die Anredeform entsprechend der peinlichen Sorgfalt, mit der schon damals der Deutsche über seinen Titel wachte.

In jener Zeit, wo die klassischen Studien wieder auflebten, schrieben sich auch die Gebildeten Mitteilungen über ihre Beschäftigung mit den alten Schriftstellern, über Handschriften und Bibliotheken, baten um Ankauf von Büchern oder wünschten Auskunft über den Sinn dieser oder jener Stelle in lateinischen und griechischen Werken. Besonders junge Gelehrte benutzten den Briefwechsel mit bedeutenden Professoren, um sich dadurch bekannt zu machen, erfuhren auch auf diesem Wege Urteile über neu erschienene Bücher und wurden von neuen Ideen hervorragender Männer in Kenntnis gesetzt. Kurz, damals vertrat der Briefwechsel die noch mangelnde Litteraturzeitung. Naturgemäß spiegelten sich im Gedankenaustausche jener Zeit auch die religiösen Streitigkeiten des Reformationszeitalters wieder, ja manche einschlägige Fragen brachten die Köpfe oft in heftige Erregung. Im 17. Jahrhundert nahm das Interesse für die Wirren des dreißigjährigen Krieges einen breiten Raum ein, besonders bezeichnend aber waren für diese Periode der Kriecherei, wo man in Unterwürfigkeit erstarb, schmeichlerische, zu selbstsüchtigen Zwecken verfaßte Glückwunschschreiben,

Gesuche um Empfehlungen, unterthänige Dankbriefe, schwülstige Beileidsbezeigungen bei Todesfällen. Und wie man damals gern mit Heuchelei und Verstellung seinen eigenen Vorteil suchte, so wandte man auch nicht selten das Mittel der Bücherwidmungen an, um sich die Gunst eines Höherstehenden oder eine Geldunterstützung zu verschaffen; ein ehrfurchtsvolles Begleitschreiben durfte dabei natürlich nicht fehlen. Daß aber dieses Verfahren oft von Erfolg war, lehren die Kämmereirechnungen jener Zeit, in denen sich regelmäßig Einträge finden über Gelder, die man einem Gelehrten für übersandte Bücher geschickt hat.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fing man an, längere Briefe aus Liebhaberei, aus Wohlgefallen an der Korrespondenz zu schreiben; jetzt floß der Mund über von dem, des das Herz voll war. Neuigkeiten wurden oft gar nicht vorgebracht, sondern lediglich Gefühlsäußerungen, gemütvolle, warm aus dem Herzen quellende Worte. Ein länger fortgesetzter Gedankenaustausch war ein Tagebuch voller Empfindungen und Stimmungen, ein fortlaufendes Bekenntnis, wie einstmals, wo die Herzen von mystischen Anschauungen beherrscht wurden. Freund und Briefschreiber waren gleichbedeutend, und wie man über nichts mehr erfreut war als über den Empfang zahlreicher Schreiben und deshalb oft vor Rührung in Thränen zerfloß, so machte man sich auch ein ganz besonderes Vergnügen daraus, selbst viele lange Briefe abzufassen, ja manche hielten dies für ihr Hauptgeschäft. Einer von Klopstocks Freunden nennt daher den Tag einen besonders glücklichen, an dem er mit dem abwesenden Bekannten plaudert, obwohl er zwei Bogen „mit freundschaftlichem Nichts“ angefüllt hat. Überall kommt der Freundschaftskultus deutlich zum Ausdruck, und damit wird der Zeit des Sturms und Drangs der Boden geebnet, wo Überschwenglichkeit des Gefühls und Leidenschaftlichkeit der Empfindung an der Tagesordnung sind. Einen schroffen Gegensatz dazu bildet der schlichte, streng sachliche Stil in folgender Probe aus einem Briefe Friedrichs des Großen an den General von Winterfeldt, der acht Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin, Ende Juni 1757, geschrieben wurde.

Und wie steht es mit dem Briefe der neuesten Zeit? Er ist von der Höhe, die er im vorigen Jahrhundert erreicht hatte, wieder herabgesunken. Die Zettel, die wir heute mit Familiennachrichten

es seindt Traurige und betrübte Zeitten
allein wihr müssen uns zusammen Raffen
und Alle Kräfte an Strengen diesen
Schaden Möglichst in ordenung zu bringen
Schreibe er mihr hierüber seine [illegible]
Gedanken.

Fr

Abb. 18. Schluß eines Briefes Friedrichs des Großen an den Generallieutenant von Winterfeldt kurz nach der Schlacht bei Kollin.
(Aus Könnecke Bilderatlas der deutschen Nationallitteratur.)

oder geschäftlichen Notizen füllen, sind nur noch ein schwacher Abglanz seiner Herrlichkeit. Der moderne Mensch hat keine Zeit, ein langes und noch dazu wohlüberlegtes und formvollendetes Schreiben zu Papiere zu bringen. Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone u. a. Einrichtungen der Gegenwart, besonders Zeitungen verbreiten die Kunde wichtiger Vorkommnisse schneller als dies Briefe vermögen, und nach Herzensergüssen im Geschmacke Klopstocks trägt unser nüchternes Zeitalter kein Verlangen*).

Ein Erzeugnis der Neuzeit war auch die Verwendung des Briefes zu litterarischen Zwecken. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts gab es offene Sendschreiben, die über irgend einen Gegenstand belehren sollten, z. B. diejenigen Luthers an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung (1520) und an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524). Im 17. Jahrhundert zog man den Brief auch in Romanen zur Weiterführung der Handlung heran, im achtzehnten aber ging man so weit, nach englischen und französischen Vorbildern ganze Romane in Briefen abzufassen. Wie sich Richardsons Grandison (1753) und J. J. Rousseaus neue Heloise (1761) von Anfang bis zu Ende in Briefen abspielten, so auch des Musäus Roman Grandison II (1760—62), der erste, bei dem sich dieser Brauch auf deutschem Boden nachweisen läßt. Aber auch zu wissenschaftlichen Abhandlungen benutzte man diese spannende Form der Darstellung und löste die Erörterung in eine Reihe einzelner Briefe auf, die man oft je nach dem Inhalte philosophische, medizinische u. s. w. nannte. Belege dafür bietet Bodmers Briefwechsel über die Natur des poetischen Geschmacks (1736), Nicolais Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755), Lessings Briefe antiquarischen Inhalts (1768), Herders Briefe, das Studium der Theologie betreffend (1780), sowie Schillers Briefe über Don Carlos (1788) und über die Erziehung des Menschengeschlechts (1795).

---

*) Das letzte Jahrzehnt hat den internationalen Schülerbriefwechsel gezeitigt, den besonders Zöglinge französischer, englischer und deutscher höherer Lehranstalten miteinander führen, immer in der Sprache des Empfängers, lediglich um diese beherrschen zu lernen.

Wie der Inhalt, so hat auch die Sprache unserer Briefe ihre geschichtliche Entwickelung durchgemacht. Anfangs waren unsere Vorfahren im Banne römischer Kultur und schrieben lateinisch. Nach klassischem Vorbilde setzten sie auch ihren Namen nicht an das Ende, sondern an den Anfang vor den des Adressaten, fingen also jeden Brief mit dem lieben Ich an, ein Beweis von der Harmlosigkeit der Zeit, die noch nicht so überfeine Anstandsregeln ausgeklügelt hatte. Die gewöhnliche Eröffnungsformel lautete: A sendet seinem B den herzlichsten Gruß (salutem dicit plurimam); darauf folgte eine Mitteilung über das Befinden: „Wenn es Dir wohl ergeht, so ist es gut, ich befinde mich wohl"; am Schlusse aber stand ein kurzes Abschiedswort wie: „Lebe wohl!" (vale!); „Sei gegrüßt! (salve!) oder: „Bleib gesund!" (cura, ut valeas!). Durch den langjährigen Brauch war das Latein unseren Altvordern so zur Gewohnheit geworden, daß sie an diesen Formeln noch festhielten, als schon der eigentliche Text der Briefe deutsch abgefaßt wurde. Selbst die kerndeutschen Mystiker wie Heinrich von Nördlingen schlossen ihre Schreiben gewöhnlich: „Pax tibi!" (Friede sei mit dir!) oder: „Orate pro me!" (Betet für mich!) Und ist uns nicht bis in die jüngste Zeit das Wort Datum (= gegeben) geblieben, welches ursprünglich neben Ort und Zeit der Absendung verzeichnet war (z. B. gegeben zu Köln den ...)? Hatten wir nicht noch vor kurzem das Wort Postskriptum für die Nachschrift und cito (schnell) als Vermerk, der auf die Adresse gesetzt wurde, um den Boten zur Eile anzuspornen? Ist nicht das Wort „Brief" selbst ein lateinisches Lehnwort (= breve)? Die Grundbedeutung „kurzes Schriftstück", im Gegensatz zu den umfangreichen Büchern schimmert sogar noch jetzt aus Zusammensetzungen wie Frachtbrief, Lehnbrief, Lehrbrief, Kaufbrief, Steckbrief hervor, und zwar verstand man darunter ursprünglich jede schriftliche Urkunde; auch stimmt die ganze Einrichtung einer solchen in der Hauptsache mit der des Briefes überein, wie man leicht aus beifolgendem Schriftstück aus der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV. erkennen kann*). Im jetzigen Sinne findet sich das Wort Brief zuerst bei einem

*) Die Unterschrift lautet: Data Nonas Apriles anno domini incarnationis MLVII (1057), indictione X, anno VII domini Heinrici quarti regis, ordinationis tertio, regni anno primo. Actum Wormatiae in nomine domini feliciter. Amen.

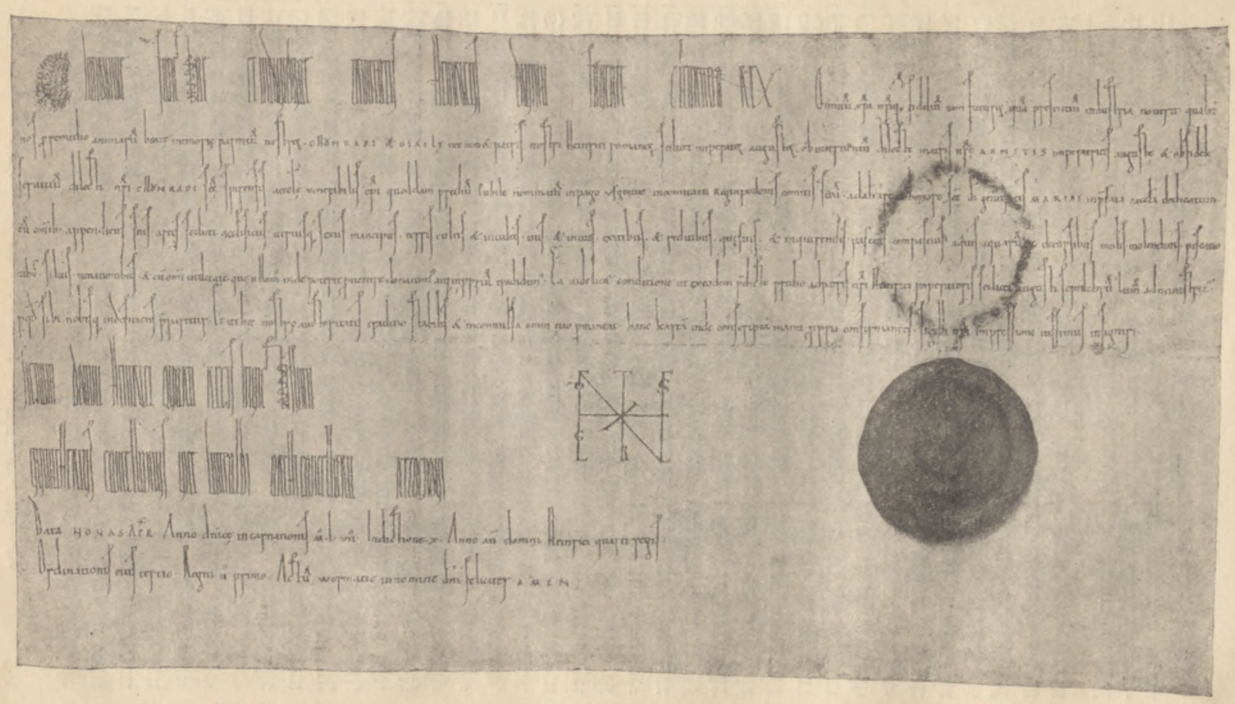


Abb. 19. Urkunden des deutschen Kaisers Heinrich IV. (Nach Sybel, deutsche Kaiserurkunden II, 17.)

Dichter des 14. Jahrhunderts, während man unser heutiges Schreiben bis dahin Missive (= Sendschreiben) genannt hatte.

Die ersten deutsch verfaßten Briefe zeigen dichterisches Gewand, den frühesten der Versform entkleideten bietet der Minnesänger Ulrich von Lichtenstein in seinem „Frauendienst“ (1257). Im Jahre 1400 war die lateinische Briefsprache ein überwundener Standpunkt, seitdem setzte man auch den Namen des Absenders nicht mehr nach lateinischer Sitte an den Anfang, sondern an den Schluß; an Stelle der Formel aber, die dem Wohlbefinden gewidmet war, trat gewöhnlich eine Diensterbietung wie: „Meinen freundlichen Gruß und Dienst bevor!“ oder ein christlicher Wunsch wie: „Gnade und Stärke von Gott zuvor!“ Im 17. Jahrhundert kam dies wieder in Wegfall; doch trat damals zuerst in kaufmännischen Kreisen die Angabe über Tag und Jahr der Absendung an den Anfang des Briefes. Auch ließ man jetzt, entsprechend dem unterwürfigen Sinn und der Kriecherei jenes Zeitabschnitts als Zeichen der Hochachtung den größten Teil der ersten Seite frei und begann das Schreiben ganz unten. Damit stimmt überein, daß die Adresse und die Anrede im Briefe, die bisher kurz gewesen war, in jener Zeit breit wurde und um so mehr Schwulst annahm, je höher der Adressat gestellt war. Erst seit dem 18. Jahrhundert lenkte man hierin wieder in andere Bahnen ein.

Auch sonst hat sich die Form der Briefe mannigfach geändert. Für Pergament und Papyrus war die Rolle üblich, die Wachstafeln hatten viereckige Gestalt. Die seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland hergestellten Briefbogen zeigten lange Zeit sehr großes Format etwa in der Ausdehnung unseres jetzigen Schreibpapiers, wurden aber sehr klein gebrochen. Seit dem 18. Jahrhundert wich das längliche Folio allmählich dem breiteren Quart, das dann nach und nach in die jetzige Gestalt überging. Doch sind hier oft besondere Rücksichten von bestimmendem Einflusse gewesen. Wie die Behörden kleiner Städte noch im 15. Jahrhundert gern auf Pergament schrieben, wenn sie mit einer größeren Stadt zu verhandeln hatten, so galt es auch in Zukunft immer für feiner, größere Briefbogen bei Schreiben an Personen zu nehmen, denen man Ehrfurcht zollte; bei solchen an die Behörden ist Folio bis zur Gegenwart üblich geblieben.

Auch die Wahl der Papierfarbe entspricht nicht selten be=

sonderen Absichten: Ich erinnere an die rosafarbenen Briefbogen der Liebenden, an den bekannten „blauen Brief" der Offiziere und an das goldgeränderte Papier, das Fürsten und andere hochstehende Personen im 17. Jahrhundert benutzten. Couverte gab es vor dem dreißigjährigen Kriege noch nicht; bis dahin schrieb man die Adresse auf eine Seite des klein zusammengefalteten Briefs, ja das geschah bei gewöhnlichen Schreiben auch noch lange nachher. Die fabrikmäßige Herstellung der Couverte begann in England etwa 1820, in allgemeineren Gebrauch kamen sie aber erst einige Jahrzehnte später. In neuester Zeit ist man besonders darauf bedacht gewesen, ihnen im Innern eine Farbe zu geben, die das Durchlesen der Schrift verhindert. Der Verschluß endlich bestand früher aus Schnuren, welche um die Wachstafeln oder zusammengefalteten Briefe gelegt wurden und zu bestimmtem Zwecke zeitweilig eine besondere Farbe hatten, z. B. für Liebesbriefe im 15.—17. Jahrhundert eine rote. Sie wurden von den Griechen und Römern in der Mitte der Rückseite mit kretischer Siegelerde, von unseren Altvorderen mit Wachs beklebt, auf welches man den Siegelring oder das Petschaft drückte. Es hatte bei den gewöhnlichen Briefen eine gelbliche Färbung, bei bedeutsameren eine rote, in Trauerfällen eine schwarze. Der Siegellack kam im 15. Jahrhundert aus China nach Europa und fand seit dem dreißigjährigen Kriege zum Briefverschluß häufigere Anwendung neben den Oblaten, deren Gebrauch sich etwa seit derselben Zeit nachweisen läßt. Die gegenwärtig so gebräuchliche Gummierung der Briefumschläge ist erst in unserem Jahrhundert in Aufnahme gekommen.

4. Zeitung und Zeitschrift.

Die Zeitung verdankt ihren Ursprung dem berühmten römischen Staatsmanne Julius Cäsar. Er erkannte zuerst den Wert der öffentlichen Meinung und ließ daher während seines Amtsjahres als Konsul (59 v. Chr.) wichtige Vorkommnisse zum Nutzen der Gesamtheit täglich zusammenstellen. So entstand das römische Tageblatt (Diurna urbis acta), ein Versuch, das Nachrichtenwesen wo nicht zu verstaatlichen, so doch im Sinne der Regierung zu beeinflussen. Damit war aber der briefliche Gedankenaustausch, den bisher Römer mit ab-

wesenden Freunden über wichtige Neuigkeiten unterhalten hatten, keineswegs überflüssig. Denn einmal wurde die Zeitung nur in einem einzigen Exemplare verfertigt und bestand aus übergipsten, mit schwarzer Schrift bedeckten Holztafeln, die man



Abb. 20. Römer vor dem „Album". (Nach Bacmeister, Denkmäler XXIII, 960)*).

an einem öffentlichen Platze der Hauptstadt zur allgemeinen Kenntnisnahme ausstellte (vgl. die beifolgende Abbildung), so-

*) Diese führt uns eine Anzahl Römer vor, damit beschäftigt, auf dem Markte eine solche mit Gips überzogene Tafel in Augenschein zu nehmen, das sogenannte Album (= das Weiße), welches die Verordnungen der Prätoren, die Verzeichnisse der Senatoren, Richter u. a. enthielt.

dann aber war ihr Inhalt beschränkt und bot manches nicht, was für die auswärts weilenden Bürger Wichtigkeit hatte. So brachte sie nur Mitteilungen aus dem Leben der Stadt Rom, schloß dagegen alles aus, was sich in den Provinzen des weiten Reiches zutrug; auch nahm sie nur Thatsächliches auf, Berichte über Dinge, die sich wirklich ereignet hatten, aber weder Ankündigungen der Behörden über künftige Maßnahmen, noch Leitartikel mit Betrachtungen über die jeweilige Lage des Staates. Endlich waren auch Familienangelegenheiten nur in mäßigem Umfange und aus den höchsten Kreisen vertreten. Daraus erklärt es sich, daß die neuesten Geschehnisse zwar von zahlreichen Schreibern aus der städtischen Zeitung kopiert, aber vor der Absendung an auswärtige Auftraggeber gewöhnlich durch andere Mitteilungen vermehrt wurden.

Sehen wir nun genauer zu, welche geistige Nahrung dem Publikum tagtäglich gewährt wurde, so hören wir von wichtigen Gerichtsverhandlungen, Reden, die im Senate und in der Volksversammlung gehalten wurden, Todesurteilen und Verbannungen, Feierlichkeiten am Kaiserhofe und seit Trajans Zeit auch von Huldigungen, die das Volk den Herrschern bereitete, ferner von Geburten und Leichenbegängnissen, Eheschließungen und Ehescheidungen in der feinen Gesellschaft. Z. B. erschien die Anzeige, daß Tiberius „am 16. November des Jahres 42 während des Krieges in der Gegend von Philippi auf dem palatinischen Berge zu Rom geboren sei", ferner ließ die Gemahlin des Kaisers Augustus und die Mutter Neros regelmäßig bekannt geben, wie der Empfang verlaufen war, den sie in ihren Räumen für alle Stände des Volkes veranstaltet hatten. Selbst an „vermischten Nachrichten" fehlte es nicht. So wurde im Jahre 5 v. Chr. einmal berichtet, daß sich ein gewisser C. Crispinus Hilarus aus Fäsulä bei Florenz mit 8 Kindern, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in feierlichem Zuge auf die Burg der Hauptstadt begeben und dort ein Opfer dargebracht habe, im Jahre 28 aber erschien die Meldung von einem Hunde, der nach der Hinrichtung seines Herrn nicht von der Stelle wich, dabei immer ein klägliches Geheul ausstieß und die ihm hingeworfenen Speisen vor den Mund des Toten trug, endlich, als der Leichnam in den Tiberstrom geworfen wurde, nachsprang und ihn zu bergen versuchte.

Wie lange diese Zeitung bestanden hat, wissen wir nicht.

Da sie Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. noch erschien, so läßt sich annehmen, daß sie bis zum Untergange des weströmischen Reiches (476) oder mindestens bis zur Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel (330) veröffentlicht worden ist. Beachtenswert bleibt jedoch, daß um das Jahr 1500 in demselben Lande Italien wieder eine Einrichtung ins Leben trat, die mit jener altrömischen große Ähnlichkeit hatte. Damals kam nämlich in dem hervorragenden Handelsplatze **Venedig**, wo beständig wichtige Nachrichten einliefen, die Sitte auf, bedeutsame Ereignisse durch Anschlag an öffentlichen Orten jedermann zugänglich zu machen, der für das Lesen eine Kleinigkeit entrichtete. Man nannte solche angeheftete Blätter Notizi escritte, geschriebene Nachrichten, oder Gazzetta, kleine Münze, nach dem geringen Betrage, den man für die Erlaubnis zum Lesen zahlte, ein Wort, aus dem der französische Ausdruck für die Zeitung, gazette, hervorgegangen ist, während die andere Bezeichnung journal an das lateinische diurna (acta) erinnert. Ob aber dieser Brauch von der Schöpfung Cäsars angeregt wurde, muß als zweifelhaft bezeichnet werden. Denn wie im fernen China aus den Bedürfnissen der Zeit und des Landes bereits im 14. Jahrhundert „Der Bote der Hauptstadt“, die mit Holztafeln gedruckte **Pekinger Zeitung**, hervorging, so ist auch das moderne Nachrichtsblatt der europäischen Länder aus den jeweiligen Kulturverhältnissen erwachsen.

Für die Mitteilung wichtiger Neuigkeiten an Auswärtige war man hier das ganze Mittelalter hindurch auf Botenberichte oder Schreiben angewiesen. Doch enthielt der schriftliche Gedankenaustausch am Ende jenes Zeitabschnittes schon viel politischen Stoff und andere Nachrichten, die für weitere Kreise von Bedeutung waren; ja „Zeitungen“, d. h. Neuigkeiten, bildeten damals eine ständige Abteilung in den Briefen, so daß diese geradezu als Vorläufer unserer heutigen Journale betrachtet werden können. In der Regel wurden sie daher an Bekannte und Freunde, von den städtischen Behörden auch an die Ratsherren benachbarter Orte zum Lesen weiter gegeben, z. B. 1456 von Nürnberg an Nördlingen und Rotenburg an der Tauber. Besonders starken Eindruck machten tief einschneidende Fragen des Staatslebens. Als daher 1453 Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen war, beschäftigte dies die Gemüter

lange und bot willkommenen Stoff zu ausgedehntem Briefwechsel. Jetzt nahm man auch die kurz vorher entdeckte Buchdruckerkunst für Veröffentlichung wichtiger Begebenheiten in Anspruch. Wurde doch 1455 von Gutenberg in Mainz ein Ablaßbrief des Papstes Nikolaus V. gedruckt, der allen Christen, welche Geld zur Unterstützung eines Krieges gegen die Ungläubigen spendeten, Vergebung der Sünden in Aussicht stellte, und jedermann dringend ermahnte, die von jenem rohen Volke drohende Gefahr nicht zu unterschätzen, sondern sich zu dessen Vertreibung aus Europa aufzumachen. Kann man sich da wundern, wenn das Schreiben über die Entdeckung Amerikas, welches Kolumbus 1493 an den königlichen Schatzmeister von Spanien richtete, in allen Kulturländern unseres Erdteils übersetzt und durch den Druck vervielfältigt wurde? Seitdem blieb es üblich, Nachrichten, die auf allgemeine Teilnahme rechnen konnten, durch Flugblätter von größerer oder geringerer Auflage zu verbreiten. Als z. B. im Jahre 1500 der Portugiese Cabral an die Küste Brasiliens verschlagen worden war und dieses Land feierlich für seinen König in Besitz genommen hatte, setzte dieses wichtige Vorkommnis die Presse unseres Vaterlandes in lebhafte Thätigkeit, ja die erste „fliegende" Nachricht Deutschlands, welche den Titel „Zeitung" führt, hat es mit jenem neu entdeckten Gebiete zu schaffen. Sie ist 1505 von Erhard Öglin zu Augsburg gedruckt, umfaßt vier Blätter in Quartformat, die gegenwärtig der Münchener Bibliothek gehören, und heißt „Copia der Newen Zeytung auß Presilg Landt (Brasilien)". Wie schnell aber hervorragende Neuigkeiten unter Umständen weithin bekannt wurden, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die 95 Streitsätze, die Luther am 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, innerhalb 14 Tagen durch alle deutschen Gaue liefen, ja nach zwei Jahren von Reisenden in Jerusalem vorgefunden wurden. Bei weniger bedeutenden Vorkommnissen, die nicht gedruckt wurden, dauerte indes die Verbreitung oft ziemlich lange, weshalb sich in jener Zeit der König von Dänemark einmal darüber beklagt, daß er, der „schier am Ende der Welt sitze, bisweilen weniger denn nichts von neuen Zeitungen (Nachrichten) bekomme und froh sei, wenn ein Brief von den Reformatoren in Wittenberg solche enthalte".

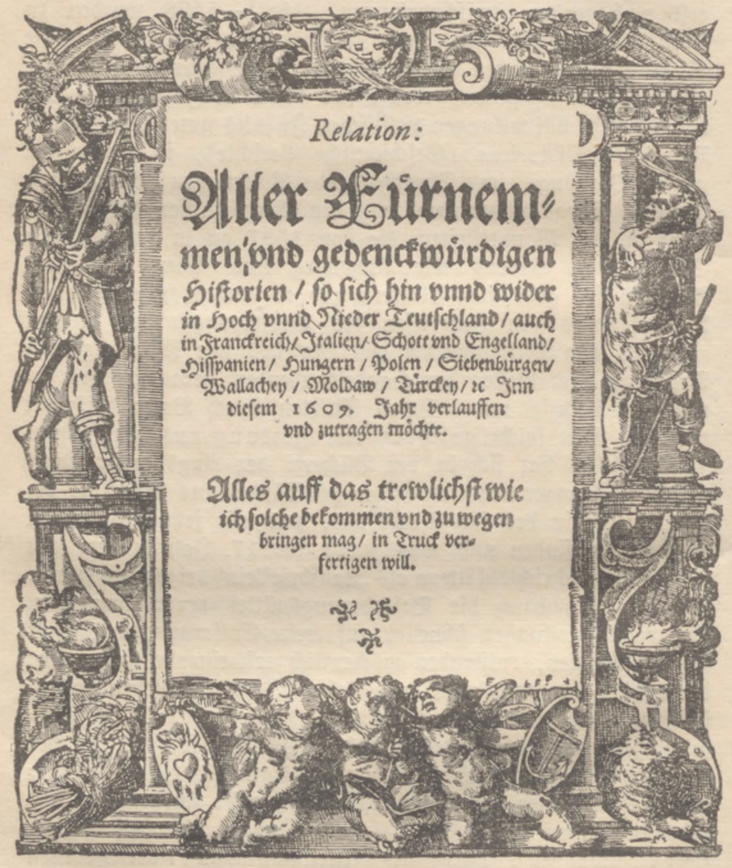
Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die ein-

zelnen Flugblätter von Straßburger und Baseler Buchdruckern mit fortlaufenden Nummern versehen, ein Schritt, den man begreiflich findet, wenn man hört, daß sich bis zum Jahre 1600 nicht weniger als 877 solcher Augenblicksschriften nachweisen lassen. Ein weiterer Fortschritt im Zeitungswesen war das regelmäßige Erscheinen in bestimmten, wenn auch vorerst noch weiten Zwischenräumen. 1580—1598 wurden zu Köln anfangs jährliche, dann halbjährliche Berichte über die Streitigkeiten zwischen den Bewohnern Aachens und dem Kölner Erzstifte herausgegeben, ebenso seit 1591 in Frankfurt a. M. halbjährliche Mitteilungen politischen Inhalts unter dem Namen Relationes Historicae (Geschichtliche Berichte), in denen die neuen Vorgänge im Staats- und Völkerleben Besprechung fanden. Etwas näher kam man den Verhältnissen der Gegenwart in den Monatsheften, die von 1597 an in verschiedenen Städten des Südens wie Augsburg und Wien erschienen. Außer diesen gedruckten Blättern gab es auch noch geschriebene, die besonders den Interessen des Kaufmannsstandes dienten und von den Mittelpunkten des Verkehrs wie Nürnberg und Augsburg zum Besten der Handeltreibenden herausgegeben sowie nach Leipzig und anderen Städten durch Boten befördert wurden. Eine solche geschriebene Zeitung aus den Jahren 1568—1604 hat sich in der Bücherei der Augsburger Kaufherren v. Fugger erhalten. Die 48 Bände, aus denen sie besteht, bieten in der Hauptsache das, was wir jetzt auf unseren Kurszetteln finden und was zuerst im 17. Jahrhundert den gedruckten Nachrichtsblättern als „Laufbrieflein" beigegeben wurde.

Als sich dann die Beförderungsmittel vervollkommneten und die Mitteilungen schneller auf weite Entfernungen geschickt werden konnten, entstanden wöchentlich erscheinende Zeitungen; die ersten, die bald nach dem Jahre 1600 ins Leben traten, sind verloren gegangen; doch besitzt die Heidelberger Universitätsbibliothek den gut erhaltenen Jahrgang einer solchen, die der Straßburger Buchdrucker Johannes Carolus 1609 herausgegeben hat unter dem Titel: „Relation aller Fürnemmen und gedenckwürdigen Historien u. s. w." (vergl. die beifolgenden zwei Abbildungen). Darin sind Mitteilungen aus 17 verschiedenen Städten Europas enthalten, z. B. unter dem 26. März 1609 28 Zeilen Nachrichten aus Köln; und zwar wurden jede Woche 2—4 Blätter in Quartformat der Öffentlichkeit übergeben. Bald

folgten andere diesem Beispiele und so erschien 1611 eine Wiener, 1615 eine Frankfurter, 1617 eine Berliner Zeitung, ebenso 1618 der Fuldaische Postreiter, 1626 die Magdeburger Zeitung, etwas später die Königsberger Hartungsche, die Leipziger Zeitung u. a.

Dank der besseren Postverbindung wurden im 17. Jahr=



Relation:

Aller Fürnemmen, vnd gedenckwürdigen Historien / so sich hin vnnd wider in Hoch vnnd Nieder Teutschland / auch in Franckreich / Italien / Schott vnd Engelland / Hisspanien / Hungern / Polen / Siebenbürgen / Wallachey / Moldaw / Türckey / ꝛc. Inn diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte.

Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen vnd zu wegen bringen mag / in Truck verfertigen will.

Abb. 21 und 22.
Titel und eine Seite der ersten erhaltenen wöchentlich erscheinenden politischen Zeitung: vgl. Seite 81.
(Nach Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.)

hundert auch schon auswärtige Zeitungen gelesen und ab und zu als Beilagen zu Briefen verschickt. So bedankt sich Wallenstein einmal bei Tilly für die übersandten französischen Blätter, desgleichen Christian von Anhalt bei dem anhaltinischen Fürsten Ludwig für holländische. Trotz all dieser gedruckten

12.

Zeitung auß Cöln/ vom 26. Martij. Anno 1609.

AVß Engelland vom 7. diß schreibt man / daß ein frommer Englischer Baron mit namen *de ze Vare* sich mit 1000. Man vnd etlich Frawenpersohnen rüste nach *Virginia* da die Goltgruben ist zufahren/vnd ein theil Landschafften zubewohnen/ weil die Englischen bißher der orten gewohnet/ sich daselbsten wol befunden vnd vermehren/ es scheint daß der beschluß wegen deß anstands noch nit fertig sey / gleich wie vor diesem außgeben / der König von Spannia will die Indien nicht *exprimiren*, sucht vns nur vmbzutreiben/ dann er ein heimlich *Impressa* daran viel gelegen ist vorhanden hat / gleichwol werden die Herrn Staden/von ihrer vergenommen *resolution*, wie zuvermuten nit weichen/noch jhre Articul deß anstands so jhr May: /vor diesem herauß geschickt nicht endern / auch mögen die von Seelande Nordlandt vnd Ambsterdam wol in guter hut sein/dann gegen dieselben was vorhanden ist.

Letste Brieff von Andorff melden/ daß der *Marquis Spinola* noch nit von Brussel kommen sey/ dann die *deputierten* von *Artois* Hennegaw vnnd Flandern mit jhm nach Andorff/ weil selbe *Provnizen* auch jhre *Committenten* bey diesem frieden oder anstand haben wollen / in mittelst bleiben die andern *Commissarien* deß Ertzhertzogs alda / dürffen nit nach Pergen auff den Soem ziehen/weil die handlung etwas langsam fort gehen wirde / vrsach halben / daß der König die *renuntiation* auff die Niderland vnd *vnierte Provintien* nicht vor allezeit / sondern so lang der anstand wehren wird/thun will/haben auch kein eigentliche erklerung/wegen der Indianischen Fahrt gethan/ es wird auch von andern geschrieben/ daß die Spannischen abermal 3 oder 4. Monat anstand begehrt/welches aber die Herrn Staden nit bewilligen wöllen/ vnd Graff Moritz seinem Kriegsvolck welches er mit sich nach Bergen gebracht/ befohlen / daß sie in den Lauffgräben vor der Statt fleißige wacht halten sollen/deßgleichen der Besatzung Gertrudenberg vnd andern negst gelegenen orten *Commendiren* lassen / dann er sich der Spannischen betrug vnd list beförchtet/das Stadische Kriegsvolck so bißher den armen Bauren/auch handel vnd wandelsleuten grossen schaden gethan/so lenger nit hat können gedult werden/haben sich etliche Baurn mit hülff der zu Herfft vnnd Friesen zusammen rottirt/sich also vnderstanden von darzutreiben / vnd deren etlich erschlagen/ nach dem aber sich die Stadischen versamlet/haben sie deren Dörffer eins gar geplündert / vnd 4. Bauren mit genommen / wie es jhn nun ergehen wird/ öffnet zeit.

Auß Rom / vom 7. Martij.

Sontags morgen ist in der Jesuiter Kirchen das 40 stündige gebett gehalten worden/ darbey sich vnseglich viel Volcks/wie auch die folgende 3 tag befunden/vnd hat sich Mitwochs der Bapst zu S Sabina bey vorziehung der Altartücher erzeigt / hernach auch etliche Cardinäl vnd Fürstliche *Ampassatores* eingeäschert/vnd dieselben ermahnet/der Baw der Capellen *S. Thomas de Aquina* helffen zu befördern. Briff auß Franckreich melden/ das abbleiben zweyer jungen Graffen/als dessen von Faß vnd *Conte de So* auß der *Provinz*, so beide nit vber 25. jahr alt

Quellen für den Bezug von neuen Nachrichten unterhielten hervorragende Persönlichkeiten, denen die nötigen Mittel zur Verfügung standen und viel daran lag, möglichst schnell von allen wichtigen Vorfällen in Kenntnis gesetzt zu werden, ihre „Avisenschreiber", die für ihre Bemühungen und Auslagen jährlich etwa 300 Mark empfingen. Natürlich wohnten diese in großen Handelsplätzen, wo immer die Neuigkeiten zuerst bekannt wurden, wie in Nürnberg, Venedig u. a. Z. B. hatte der Augsburger Philipp Hainhofer regelmäßig in kurzen Zwischenräumen an Herzog Wilhelm von Bayern, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzöge von Pommern und andere deutsche Fürsten Berichte zu erstatten und sogar an den französischen Hof politische Nachrichten zu senden. Ebenso unterhielten die sieben Söhne Herzog Ernsts des Frommen von Gotha nach der Teilung des Landes zu diesem Zwecke eigene Schreiber in ihrer Vaterstadt, welche ihnen über alle dort einlaufenden wichtigen Botschaften in ihre Residenzstädte Mitteilung machen mußten.

Doch beschränkten sich weder diese schriftlichen Berichte noch die gedruckten Blätter auf politische Begebenheiten; sie brachten auch allerhand andere Nachrichten aus dem Leben einzelner Menschen und ganzer Gegenden. Pestilenz und teure Zeit, Kometen und Wunder, seltene Tiere, wie Elefanten, die gezeigt worden waren, große Festlichkeiten und Feuerwerk wurden kurz oder eingehend beschrieben. Dagegen fehlten damals noch die Familiennachrichten. Die erste Todesanzeige an Stelle des bis dahin üblichen Trauerbriefes brachte die Leipziger Zeitung am 19. März 1785, wo der Kupferstecher Joh. Friedrich Bause das Ableben seiner Tochter bekannt machte; die erste Vermählung wurde darin 1794, die erste Entbindung 1797 und die erste Verlobung 1816 veröffentlicht. Da nun auch sonstige Ankündigungen nicht entfernt so zahlreich waren, als heutzutage*), da ferner ein großer Teil der Bevölkerung nicht zu

*) Die Fliegenden Blätter vom 8. April 1898 (Nr. 2750) enthalten 28 Seiten Inserate. Ein so gewaltiger Zuwachs an Anzeigen in diesen und in anderen Blättern erklärt sich einmal aus der starken Zunahme des Handels und Verkehrs, sodann aber auch aus der großen Thätigkeit der Annoncenbureaus, die seit 1855 (Haasenstein u. Vogler in Hamburg) bestehen und nicht allein die Annoncenvermittelung besorgen, sondern vielen Zeitungen geradezu den Inseratenteil abgepachtet haben. Reklamen d. h. Anpreisungen der inserierten Gegenstände im redaktionellen Teile sind seit den sechziger Jahren bei uns üblich geworden.

lesen verstand und gar mancher auch bei der Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands wenig Sinn für das Staatsleben hatte, so ist es begreiflich, daß selbst bei wichtigeren Blättern die Zahl der Abnehmer nicht bedeutend war. Auch machte es einen sehr großen Unterschied, ob in den Nachbarländern (Frankreich, Türkei u. a.) Krieg herrschte oder die Fluren deutscher Gebiete davon heimgesucht wurden. So wies die Leipziger Zeitung 1714, als Karl XII. den Norden Europas in Schrecken versetzte, 1200—1300 Abonnenten auf, verlor aber 1760 infolge des siebenjährigen Krieges davon etwa 400, so daß die Leserzahl trotz des großen Eifers der Herumträger auf 825 herabsank.

Einen größeren Aufschwung nahm das Zeitungswesen erst seit der großen französischen Staatsumwälzung vom Jahre 1789. Denn nicht nur wurden von nun an manche Blätter, die bis dahin einmal wöchentlich erschienen waren, zwei- bis viermal in der Woche herausgegeben, sondern es traten auch zahlreiche neue ins Leben, die meisten in Frankreich, wo die Revolutionszeit nicht weniger als 750 geschaffen hat. In Deutschland entstand damals (1798) unter andern die „Allgemeine Zeitung", die in den hundert Jahren ihres Bestehens eine hervorragende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt hat und erst in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung überflügelt worden ist von der „Kölnischen Zeitung" (gegründet um 1762), der größten und namentlich außerhalb Deutschlands am weitesten verbreiteten, die unser Vaterland jetzt aufzuweisen hat. Vor allen Dingen aber erhielten die bisherigen Blätter einen viel größeren Wert und konnten ihren Umfang und ihr Absatzgebiet bedeutend erweitern, so der „Hamburgische Korrespondent" (gegründet 1714) und die „Schlesische Zeitung" (gegründet 1741). Denn die Freiheitsideen, die damals von Paris aus mit Blitzesschnelle ganz Europa durchdrangen, weckten die Lust zur Beschäftigung mit der Politik und trieben den berufenen Verkündigern neuer Vorfälle und neuer Gedanken immer mehr Anhänger zu. Seitdem ist die Bedeutung der Presse langsam, aber stätig gewachsen. Wie die gewaltige Erscheinung des großen Korsen Bonaparte vielseitiges Interesse erweckte, so wurden die Geister noch lebhafter erregt, als nach dessen Sturz von den Regierungen die Zügel straffer angezogen und die freiheitlichen Bestrebungen niedergehalten wurden. Die

lebhafte Anteilnahme der Bürger an den Staatsverhältnissen ersieht man schon daraus, daß allein in Jena damals eine Reihe von freisinnigen Blättern ins Leben gerufen wurde, wie Okens Isis und Ludens Nemesis, des deutschen Burschen fliegende Blätter von Fries und der Volksfreund von Wieland. „Die Zeitungen wuchsen,“ wie Professor Oken einem Freunde schrieb, „gleich Pilzen aus der Erde.“ Doch liefen bald von verschiedenen Bundesstaaten, namentlich Österreich, Beschwerden über das Jenenser Treiben bei der Weimarischen Regierung ein; besonders waren Metternich und seine freiheitsfeindlichen Gesinnungsgenossen entrüstet über die Offenheit, mit der Zustände des Reichs gegeißelt wurden. Und als vollends der russische Staatsrat Kotzebue 1819 von dem fanatischen Jenaer Studenten Sand ermordet wurde, kamen Bundestagsbeschlüsse zustande, die den Untergang der am Ende des 18. Jahrhunderts erworbenen Preßfreiheit und damit auch der meisten liberalen Zeitungen herbeiführten.

Erst als nach der Julirevolution von 1830 wieder ein Hauch größerer Freiheit über deutsche Fluren wehte, traten die politischen Blätter abermals bedeutsam hervor. Denn einmal gründete man manche neue wie die deutsche Tribüne, das bayrische Volksblatt, den Freisinnigen, sodann wurden im Preßwesen Einrichtungen geschaffen, die es mit rascheren Schritten zur Entwickelung brachten: Denn jetzt trat das Feuilleton mehr in den Vordergrund, das um das Jahr 1800 in Frankreich aufgekommen war und zunächst Besprechungen von Theaterstücken und Büchern, Reiseberichte und Verwandtes, schließlich aber auch Romane und Novellen enthielt; sodann wurde das Anekdotenhafte, das bisher noch vielfach in den Blättern geherrscht hatte, sehr zurückgedrängt und die Abhängigkeit des Inhalts von französischen Zeitungen wesentlich geringer, da man sich selbständiger fühlte und mehr auf eigene Füße stellte. Hauptsächlich aber wurde der Parteistandpunkt der Zeitungen stärker betont, und infolge dessen fanden die Leitartikel allgemeinere Aufnahme. Denn wie ein jeder in seinem Journale die politischen Ansichten von sich und seinen Genossen ausgesprochen zu sehen wünschte, so glaubte er auch, man müsse durch Aufsätze von einer bestimmten Färbung auf das Volk einzuwirken suchen. Mit dem Aufkommen der neuen Verkehrsmittel vollends, welche die Zeitung sofort in ihre Dienste nahm,

wuchs diese ganz gewaltig. Bei der Umsturzbewegung von 1848 stand sie bereits im Vordertreffen des öffentlichen Lebens; daher wurden in den Jahren 1847—1850 in Deutschland 66 Blätter gegründet, ja jetzt tauchten ganz neue Gattungen derselben auf, z. B. solche, die den politischen Witz pflegten, wie der Berliner Kladderadatsch und der Wiener Kikeriki.

Zur gegenwärtigen Blüte aber wurde die Presse namentlich durch drei Dinge gebracht, die Korrespondenzen, den Telegraphen und das Telephon. 1832 richtete ein Deutscher in Paris die Correspondance Garnier ein, die für 4800 Mark ein Jahr lang lithographierte Nachrichten an Redaktionen versandte; damals bestanden aber wohl auch in Deutschland schon einzelne diesem Zwecke dienende Bureaus; denn sonst würde sich nicht der Bundestag veranlaßt gesehen haben, gegen sie dieselben Überwachungsmaßregeln anzuordnen wie gegen gedruckte Bücher. Große Bedeutung erlangten jedoch diese Institute erst seit 1848; ja fortan finden wir sie in verschiedenen europäischen Hauptstädten; in Brüssel traten sie sogleich, in London 1850 ins Leben; in Berlin errichtete Wolff 1849 eine gleiche Anstalt, die allerdings zunächst nur Börsenberichte lieferte und diesen die eingegangenen Neuigkeiten hinzufügte, aber 1865 auch die Landtagsverhandlungen u. a. aufnahm. Bald gab man ganze lithographisch hergestellte Zeitungen zur Benutzung für die Tagespresse heraus, die Politisches und Wirtschaftliches, merkwürdige Vorgänge und neue Börsenpreise (Kurse), kurz alles, was die Blätter brauchten, für den monatlichen Betrag von 20—60 Mark an die Redaktionen schickten. Selbst die Regierungen suchten nach und nach engere Fühlung mit der Presse zu gewinnen und schufen sich eigene Preßbureaus, häufig in mehreren Abteilungen, für innere und für äußere Angelegenheiten; in ihnen wurden Artikel verfaßt, welche man an hervorragende Zeitungen des In- und Auslandes schickte, um die öffentliche Meinung in dem gewünschten Sinne zu beeinflussen; auch hatten sie die Aufgabe, die tonangebenden Blätter im Auge zu behalten, etwaige Angriffe zurückzuweisen und schiefe Angaben oder unwahre Mitteilungen richtig zu stellen. Überdies wurden von den Regierungen ab und zu ganze Zeitungen gekauft, die ihre Ansichten zur Geltung bringen sollten, z. B. 1866 von Preußen das Frankfurter Tageblatt, das seitdem unter dem Namen Frankfurter Presse erschien. Sie hießen

zum Unterschiede von den offiziellen, die sich offen als Regierungsblätter bekannten, die offiziösen.

Ebenso wichtig wie die Korrespondenzen waren die Drahtmeldungen; und doch kostete es anfangs Mühe, die Redakteure zum Abdruck von Depeschen zu veranlassen, weil das Vorurteil eingewurzelt war, daß telegraphische Neuigkeiten meist erlogen seien, und es überdies viele unangenehm berührte, Meldungen mit dem gleichen Wortlaute wie andere Blätter zu bringen. Nach großen Anstrengungen und Geldopfern gelang es einem Deutschen, dem Kurhessen Reuter aus Kassel, die Neuerung in London durchzusetzen. In Aachen, dem Endpunkte der ersten Berliner Drahtleitung, faßte er 1849 den Plan zu seinem Unternehmen, für Zeitungen und Bankgeschäfte Depeschen zu vermitteln, ja er richtete, um die Pariser und Londoner Nachrichten schneller zu erhalten, eine Brieftaubenpost nach Brüssel ein. Bald jedoch (1851) siedelte er nach der Hauptstadt Englands über, weil er die Wichtigkeit dieses Welthandelsplatzes für den telegraphischen Verkehr sofort erkannte. Doch alle Anerbietungen, die er dort den Redaktionen machte, blieben erfolglos, bis er sich schließlich dazu entschloß, einen Monat lang die eingehenden Drahtberichte den Londoner Zeitungen umsonst zuzustellen. Dieses Mittel wirkte. Denn bald überzeugte man sich, daß die gemeldeten Vorfälle nicht aus der Luft gegriffen waren, sondern auf Wahrheit beruhten, und so wurde eine Zeitung nach der andern für das neue Unternehmen gewonnen. Reuter selbst aber dehnte seine Verbindungen in kurzer Zeit nach allen Richtungen aus, gründete in allen Erdteilen Zweigbureaus, schickte Berichterstatter auf Kriegsschauplätze, z. B. 1859 nach Oberitalien, und richtete eigene Telegraphenlinien oder Kurierdienste ein. So hatte sich ein „blinder Hesse" einmal als sehr weitsichtiger Mann gezeigt.

In Berlin gründete 1855 der schon genannte Wolff eine Telegraphenagentur, die 1865 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Nach und nach nahmen die Eilberichte größeren Umfang an; schon 1866 finden wir in den Zeitungen solche von 30—40 Zeilen; ja damals begann man in England und Amerika bereits ganze Reden, zum Teil von großer Länge, auf dem Drahtwege zu befördern; z. B. umfaßte eine Thronrede der Königin Viktoria, die man 1873 von London aus telegraphisch verbreitete, 858 Wörter. Natürlich druckten kleine

Blätter die Depeschen einfach aus den größeren ab, weil sie nicht die Mittel besaßen, sie für ihre Rechnung direkt zu beschaffen; die großen aber gingen bald dazu über, sich eigene Drähte ganz oder auf bestimmte Stunden zu mieten.

In neuester Zeit genügt nicht einmal mehr das Telegraphieren, sondern man hat zum Nachrichtendienst auch den Fernsprecher mit herangezogen, der 1860 von Philipp Reis in Frankfurt a. M. erfunden und 1876 von Graham Bell in Boston wesentlich vervollkommnet wurde. Schon ein Jahr darauf (1877) konnte die erste telephonische Verbindung in Berlin eingerichtet und ein Fernsprechamt für den öffentlichen Verkehr in Betrieb gesetzt werden. Seitdem haben sich die großen Zeitungen angelegen sein lassen, eigene Verbindungen zu erhalten; daher ist es kein Wunder, daß sie so schnell in den Besitz aller neuen Nachrichten gelangen.

Aus alledem geht hervor, daß die Zeitung einmal durch die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 mit den dadurch verbreiteten freiheitlichen Bestrebungen und sodann durch den Aufschwung des Handels und Verkehrs mit den dadurch herbeigeführten Verbesserungen im Nachrichtendienst zur Blüte gebracht worden ist. Rechnet man dazu die Erstarkung des Nationalgefühls, die durch das siegreiche Vorgehen Preußens, die Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs mächtig gefördert wurde, und das infolge davon zunehmende Interesse für die Staatsangelegenheiten, so wird man begreifen, daß sich die Presse jetzt zu einer Großmacht entwickelt hat gleich dem Gelde, welches den Weltmarkt beherrscht. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Äußerung, die ein hervorragender Geistlicher auf die Frage, was der Apostel Paulus wohl anfangen würde, wenn er heute seines Amtes zu walten hätte, gethan haben soll: „Er würde eine Zeitung gründen.“ In der That sind die Tagesblätter die wichtigsten Träger der neueren Kultur geworden. In allen Familien trifft man sie an, ja sie bilden oft den einzigen Lesestoff, der neben Bibel, Gesangbuch und Kalender in den Wohnungen von Kleinbauern und Arbeitern vorhanden ist. Sie wirken daher aufklärend, verbreiten Wissen, indem sie die Ergebnisse der Denkarbeit führender Geister an die große Masse übermitteln, und helfen erziehen. Sie sind das öffentliche Gewissen, da sie menschliche Handlungen dem Urteil der Gesamtheit unterbreiten. Infolge davon haben die-

jenigen, die ihnen früher feind waren, sie zuerst fürchten und dann sich ihrer bedienen lernen. Die Behörde kann ihrer jetzt so wenig entraten als der Privatmann, die Kaufleute so wenig als die Handwerker; den größten Nutzen aber gewähren sie der Börse, die sich ohne sie überhaupt nicht denken läßt.

Freilich hat die Presse auch ihre Schattenseiten. Denn sie hintergeht oft ihre Leser oder leitet sie irre. Manches verschweigt sie, weil es der Partei, die sie vertritt, nicht angenehm ist, anderes entstellt oder färbt sie nach dem Wunsche der Männer, in deren Dienste sie steht. Um den Gegnern zu schaden, sucht sie kleine Dinge aufzubauschen oder wichtigere Vorkommnisse abzuschwächen; um großen Bankfirmen zu nützen, preist sie minderwertige Papiere an, bei deren Umsatz wohl der Bankherr gewinnt, aber der kleine Mann oft große Verluste erleidet. Ein anderer Übelstand der modernen Zeitungen ist die Flüchtigkeit, mit der die Leitartikel auf das Papier geworfen werden. Bei der Raschheit nämlich, mit der in unserer schnelllebigen Zeit alle Neuigkeiten veröffentlicht und besprochen werden müssen, ist es nicht anders möglich, als daß die Sprache dabei oft arg gemißhandelt wird. Zum Feilen und Glätten des Ausdrucks kommt es selten; wenn kaum die Tinte getrocknet ist, wandert das Manuskript in die Druckerei; zum nochmaligen Überdenken und Durcharbeiten fehlt die Zeit; denn jede Minute muß ausgenutzt werden. Daher sind schiefe Gedanken und falsche Konstruktionen an der Tagesordnung; Flüchtigkeiten im Ausdruck, in der Wortstellung und im Gebrauch der Satzzeichen laufen häufig unter, Fremdwörter, die leicht zu vermeiden wären, machen sich an Stelle von gut deutschen Bezeichnungen breit. Das Schlimmste aber ist, daß derartige Artikel oft in alle möglichen anderen Blätter übergehen und so das Sprachgefühl der Menge in übler Weise beeinflussen.

Als ein Krebsschaden des deutschen Zeitungswesens im besondern kann es bezeichnet werden, daß wir an einer übergroßen Zahl von Blättern leiden; denn jede kleine Stadt will jetzt ihr eigenes Organ haben und darin ihre eigensten Angelegenheiten besprochen sehen. Dadurch wird aber den größeren Journalen Abbruch gethan und die Möglichkeit genommen, so viel zu ihrer Vervollkommnung zu thun, als sie wollen. In Berlin allein werden gegenwärtig etwa 700 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben, die Gesamtzahl der in

Deutschland erscheinenden Blätter aber ist von 948 im Jahre 1871 auf 2337 im Jahre 1881 und auf etwa 8000 im Jahre 1898 gestiegen. Dazu kommt die große Zersplitterung, die durch Sonderinteressen herbeigeführt worden ist. Seit den Zeiten des Kulturkampfes ist die Summe der katholischen Organe auf 350, seit der Thätigkeit von Lassalle und Marx für das Wohl der arbeitenden Klassen die Ziffer der sozialdemokratischen auf 130 angewachsen. Und wie zahlreiche Fachzeitungen sind nicht im Lauf der letzten Jahrzehnte entstanden! Kein Wunder, daß in unserem Vaterlande etwa 2700 Zeitungen mehr als in England, 4700 mehr als in Österreich erscheinen. Überdies hält sich der Deutsche mit seinem Allerweltssinn auch noch eine Menge auswärtiger Blätter. Im Jahre 1896 sind bei inländischen Postanstalten nicht weniger als 140378 Exemplare davon bestellt worden, unter ihnen 303 amerikanische, 7 afrikanische, 3 australische, 2 asiatische; die übrigen 140063 waren europäischen Ursprungs. Wenn daher das 1885 durch O. v. Forkenbeck gegründete Zeitungsmuseum in Aachen von jedem in Deutschland gelesenen Blatt auch nur einen Jahrgang erwürbe, wie reichhaltig würde dann schon die Sammlung werden!

Im engsten Zusammenhange mit dieser bunten Vielheit steht die verhältnismäßig geringe Leserzahl unserer großen Journale. Die französischen und englischen Zeitungen haben deren weit mehr aufzuweisen. Schon Mitte der siebziger Jahre zählte der Daily Telegraph 170000 Abnehmer, der Standard 140000, das Echo 80000, die Times 70000; das Pariser Petit Journal aber wird zur Zeit von mehr als einer Million Menschen gelesen. Bei uns haben fast nur diejenigen Blätter eine ansehnliche Auflage zu verzeichnen, die hauptsächlich durch ihre Anzeigen Angebot und Nachfrage vermitteln und mehr wegen der Inserate als wegen des politischen Inhalts gelesen werden, d. h. die Generalanzeiger. So hatte im August 1898 nach eigner Angabe (am Titelkopf) der Würzburger Generalanzeiger 30000 Abonnenten, der Stuttgarter 35000, der Düsseldorfer 38000, der Frankfurter 85000, der Hamburg-Altonaer 90000, der Berliner Lokalanzeiger aber etwa 225000. Von den übrigen deutschen Blättern sind augenblicklich wohl die gelesensten die Berliner Morgenzeitung mit 130—150000 und die Münchener Neuesten Nachrichten mit 90000 Abonnenten, ferner die Deutsche Warte, die im Sommer 1898 über 70000 und das Berliner

Tageblatt, das um dieselbe Zeit etwa 65000 Exemplare druckte. Andere bleiben meist hinter diesen Ziffern zurück.

Auch sonst lassen sich nennenswerte Unterschiede im Zeitungswesen zwischen Deutschland und anderen Ländern feststellen. In den französischen Journalen werden laut Staatsgesetz vom Jahre 1850 die Aufsätze politischen, religiösen und philosophischen Inhalts mit dem Namen der Verfasser unterzeichnet; oft geschieht dies auch in England, bei uns aber ziemlich selten, offenbar zum Nachteile der Presse. Denn jeder, der mit seinem Namen hervortritt, giebt sich unwillkürlich mehr Mühe, nach Inhalt und Form Vortreffliches zu bieten. Das ist auch einer von den Gründen, weshalb die französischen Leitartikel die unsrigen häufig an Gewandtheit in der Darstellung und Übersichtlichkeit der Anordnung übertreffen, wiewohl zugegeben werden muß, daß uns unsere westlichen Nachbarn bei ihrem angeborenen Sinne für schöne Form auf diesem Gebiete schon an und für sich überlegen sind. Ein weiterer Unterschied liegt in der Art des Bezugs. Während man in Deutschland gewöhnlich ein festes Abonnement auf ein Vierteljahr eingeht, werden in Paris und London die Zeitungen meist nummernweise auf den Straßen verkauft, das Stück für 5—10 Pfennige, wobei die Möglichkeit gegeben ist, heute dieses, morgen jenes Blatt zu lesen.

Ferner ist bei uns, die wir ruhiger sind als die leicht erregbaren Franzosen, und weniger auf Gewinn bedacht als das Handelsvolk der Engländer, die Lesewut nicht entfernt so groß, als bei diesen Nationen. So hat sich der Schriftsteller Julius Rodenberg in den sechziger Jahren über die Londoner Verhältnisse etwa folgendermaßen geäußert: „Wohin man sieht in London, man sieht Zeitungen. Man sieht sie in den Läden der News-vendors (Zeitungsverkäufer) hängen, man sieht sie die Fenster zahlloser Kaufhäuser dekorieren, man sieht sie vom Dache jedes Omnibus herabwehen und man sieht sie auseinandergebreitet im Innern eines jeden Cabs (Cabriolet). Es giebt in ganz London keinen des Lesens kundigen Menschen, den man nicht zu irgend einer Stunde des Tages, sei es im Hause oder auf der Straße, im Wagen oder auf dem Dampfschiffe irgend eine Zeitung durchfliegen oder studieren sähe. Man kauft sie vom Zeitungsjungen für einen Groschen und stellt sich dann mitten auf das Trottoir, wie ein Eisbrecher, an dem sich die Woge der Men=

schenmenge spaltet, um die Neuigkeiten zu ergründen. Es ist keine Frage, daß in England mehr gelesen wird als in Deutschland, nicht bloß verhältnismäßig, sondern absolut, d. h. auf jeden einzelnen Mann kommt in London durchschnittlich mehr als auf jeden einzelnen Mann z. B. in Berlin."

Endlich erscheinen die großen Journale der genannten Länder in der Regel nur einmal täglich, bei uns aber werden verschiedene (z. B. die Kölnische und die Frankfurter Zeitung) dreimal, andere, wie die meisten Berliner (z. B. die Nationalzeitung, die Vossische Zeitung)*), aber auch die Münchener Allgemeine, die Königsberger Hartungsche Zeitung, der Hannoversche Kurier, der Hamburger Korrespondent u. s. w. zweimal täglich herausgegeben.

Dafür haben die leitenden Organe des Auslandes, namentlich Englands und Amerikas, in der Regel einen größeren Umfang. Die Times z. B., welche 1785 begründet wurde und damals auf vier Seiten zu je vier Spalten erschien, hatte am 21. Juni 1861 24 Seiten zu je sechs Spalten und am 6. August 1898 18 Seiten mit gleicher Spaltenzahl. Anfang des 19. Jahrhunderts zählte jede Nummer etwa 150 Annoncen, seit 1860 oft über 4000.

Hatten wir es bisher fast nur mit den politischen Blättern zu thun, so gilt es nun auch noch einen Blick auf die wissenschaftlichen Zeitschriften und die periodische Unterhaltungslitteratur zu werfen. Jene sind ein Erzeugnis des 17. Jahrhunderts; zu den frühesten gehören die Leipziger Acta eruditorum (Zeitung für Gebildete), die 1682—1776 erschienen. Doch haben sich nur außerordentlich wenige von diesen älteren Gründungen zu behaupten vermocht wie die Göttinger Gelehrten Anzeigen (seit 1753), welche die 1739—1752 erschienenen Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen ersetzen sollten. Bald hatte eine ganze Reihe von Gelehrtensitzen ihre besonderen Blätter, in denen die neuesten Erscheinungen der Litteratur besprochen und die Fortschritte der Wissenschaften verfolgt wurden.

---

*) Jährlich werden vom Berliner Postzeitungsamt 230 Millionen Exemplare in die Welt versendet, also täglich im Durchschnitt 640 000. Die Menge des zum Druck erforderlichen Papiers ist aber so groß, daß man nach der Berechnung eines Redakteurs mit den letzten 25 Jahrgängen des Berliner Tageblattes 6113 Quadratkilometer bedecken oder das Weichbild der Stadt Berlin zehnmal überdachen könnte.

Besonders die Universitätsstädte Halle, Erlangen, Jena, Heidelberg, München und Wien thaten sich in dieser Hinsicht hervor, und wenn auch manches von den neuen Organen nur wenige Jahre bestanden hat, so ist doch ihr Nutzen nicht zu unterschätzen. Denn sie haben durch ihre Unparteilichkeit und Gründlichkeit dem geistigen Leben der Zeit große Dienste geleistet. Wurde in ihnen die Wissenschaft stärker betont, so trat in anderen die schöne Litteratur mehr in den Vordergrund, z. B. in den verschiedenen Zeitschriften, die von Dichtern wie Lessing, Schiller, Schlegel u. a. herausgegeben wurden. Manche Dichterschulen hatten ihre eigenen Blätter, in denen sie ihre Ansichten erörterten und gegen die abweichenden Meinungen anderer vertraten.

Unter den periodischen Erzeugnissen, die für die große Masse veröffentlicht wurden, nahmen lange Zeit die Kalender und Almanache den wichtigsten Platz ein. Sie waren beide schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden und wurden anfangs auf Holztafeln gedruckt; doch erschienen sie erst über 50 Jahre später regelmäßig. Hatte man sich ursprünglich damit begnügt, die Monate und Tage darin zu verzeichnen, so nahm man allmählich noch andern Stoff auf, besonders Messen und Märkte, Angaben darüber, wann gebadet und zur Ader gelassen werden solle, Gedichte, Anekdoten, Novellen und kleinere Erzählungen; namentlich seit etwa 1810 trat die Neigung, unterhaltenden und belehrenden Stoff zu bieten, immer entschiedener hervor. Überhaupt war damals das Bestreben, Belletristisches zu lesen, außerordentlich groß, ja die Jahre 1820—40 zeigten eine Blüte der Unterhaltungslitteratur, wie sie erst in unserem Jahrzehnt wieder erreicht worden ist. Die Blätter dieser Richtung schossen üppig auf, gleichwie auch damals zahlreiche Romane in Buchform erschienen. Dabei hatte man Zeitschriften für die „elegante Welt" und für das Volk. Zu den letzteren gehört u. a. das 1833 gegründete Leipziger Pfennigmagazin, das zum erstenmale in Deutschland Holzschnitte enthielt. Später betraten auch andere den so gebahnten Pfad und legten bald das Hauptgewicht auf die Abbildungen wie die 1843 von Weber ins Leben gerufene „Illustrierte Zeitung", bald auf den Text wie die „Gartenlaube" (1853) oder das „Daheim" (1864). Ja diese Zeitschriften erlangten oft eine Leserzahl, die man kaum für möglich gehalten hätte, z. B. wurde

die Gartenlaube 1873 in einer Auflage von 460 000 Exemplaren hergestellt; um dieselbe Zeit wiesen „Über Land und Meer" (gegründet 1858), die „Illustrierte Welt" (gegründet 1853) und einige andere Wochenschriften eine Leserzahl von etwa 150 000, das Modeblatt Bazar 140 000, das Daheim 80 000 Abonnenten auf. Der Kampf ums Dasein im Wettbewerb hat hier manches verändert, aber noch immer zählt z. B. die Gartenlaube 275000 Abnehmer.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die umfangreiche Litteratur der periodischen Blätter unseres Vaterlandes genau zu durchmustern, ja es würde zu weit führen, wollten wir hier nur alle Titel verzeichnen. Wir müssen uns damit begnügen hervorzuheben, daß Deutschland die meisten illustrierten und nicht illustrierten Zeitschriften unter allen Ländern der Welt herausgiebt, und sodann daß man sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre entsprechend den immer mehr ins einzelne dringenden Bestrebungen der Wissenschaft und den immer weiter auseinandergehenden Interessen der Menschen vor allem auf das Besondere geworfen hat. Zwar giebt es noch mehrere Organe, in denen alle wissenschaftlichen Fächer gleichmäßig berücksichtigt werden wie Zarnckes Literarisches Centralblatt (1850); zwar beschäftigen sich auch die für größere Kreise berechneten Blätter wie die Grenzboten (1842), die Gegenwart (1848), die Preußischen Jahrbücher (1858) ebenso mit Fragen der Politik und Wirtschaftslehre wie mit solchen der Kunst und Wissenschaft; aber im übrigen ist der Grundsatz der Teilung so durchgeführt, daß jedes Forschungsgebiet seine eigenen Blätter zur Verfügung hat, ja daß in diesen noch die einzelnen Richtungen der Forscher und die verschiedenen Zweige des Fachs vertreten sind. Da giebt es Zeitschriften für Geschichte, klassische Philologie, neuere Sprachen, Erziehungslehre, Philosophie u. s. f. Weil es aber bei der Unmenge von kleineren Artikeln, die überall umher verstreut sind, ziemlich schwer fällt, die neuesten Veröffentlichungen über einen Gegenstand richtig zu überblicken, haben sich in den letzten Jahrzehnten Jahresberichte nötig gemacht, in denen mit übersichtlicher Anordnung zusammengestellt wird, was innerhalb eines Jahres in den Blättern behandelt worden ist. Und wenn man bedenkt, daß es Anfang der siebziger Jahre schon achtzig landwirtschaftliche und siebzig gewerbliche Blätter in unserem Vaterlande gab, daß damals schon 28 Modezeitungen, 23 Or-

gane für Baukunst, 20 für Forst- und Jagdwesen, 20 für Handel, 8 für Bergbau, 7 für Bienenzucht, 5 für Weinbau u. s. f. erschienen, sowie daß in den letzten Jahrzehnten fast jedes Handwerk eine oder mehrere besondere Zeitschriften für sich geschaffen hat, also jetzt Schuhmacher-, Fleischer-, Kürschner- u. a. Zeitungen erscheinen, so wird man zugeben, daß ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit das Trennen und Sondern, die Pflege der Spezialitäten ist.

5. Inschriften.

Die inschriftlichen Aufzeichnungen spielten im Altertum eine weit größere Rolle als in der Neuzeit. Denn damals meißelte man vielfach in Stein oder ritzte in Metall und stellte so öffentlich aus, was heutiges Tages durch die Zeitungen zur allgemeinen Kenntnis gebracht oder in Bücher eingetragen und von Behörden aufbewahrt wird, wie Gesetze und Erlasse der Regierungen, Verträge, Beschlüsse gesetzgebender Körperschaften, Berichte von Beamten oder Kaufkontrakte, Schenkungen und Abmachungen anderer Art. Jene nennen wir Staats-, diese Privaturkunden. So haben die Herrscher und die Großen Mesopotamiens und des Nillandes gleichermaßen wie die Staatsmänner Griechenlands und Roms den Unterthanen alle wichtigen Verordnungen in der Weise mitgeteilt, daß sie sie an wichtigen Orten des Reiches, womöglich an mehreren Stellen, ausstellen ließen.

Dabei wurde immer auf die verschiedenen Hauptsprachen, welche die Bewohner des Landes sprachen, Rücksicht genommen. Deshalb sind die Inschriften der persischen Könige gewöhnlich babylonisch, scythisch und persisch, die der Ägypter hieratisch (in Priesterschrift), demotisch (in Volksschrift) und griechisch abgefaßt. Das gilt z. B. von dem berühmten Basaltsteine, der 1799 während des ägyptischen Feldzugs der Franzosen in Rosette entdeckt, dann von den Engländern erbeutet und nach London gebracht worden ist. Da er den Anlaß zur Entzifferung der Hieroglyphen gegeben hat, so verdient er hier ausführlich besprochen zu werden, wobei bemerkt werden muß, daß er von der ägyptischen Priesterschaft dem jungen Könige Ptolemäus Epiphanes im neunten Jahre seiner Regierung 197 v. Chr. als Auszeichnung für die zahlreichen den Tempeln des Landes

erwiesenen Wohlthaten gesetzt worden ist. Die darauf stehende Inschrift lautet: „Unter der Regierung des jungen Königs, der die Herrschaft von seinem Vater übernommen hat, des Herrn der Diademe, des ruhmesgroßen, der Ägypten aufgerichtet hat und fromm gegen die Götter ist, des Siegers über seine Feinde, der das Leben der Menschen wiederherstellt, des Herrn der dreißigjährigen Festperioden gleich dem großen Ptah (Hephäst), der wie Ra (Helios, Sonnengott) regiert als großer König über die oberen und unteren Lande, des Abkömmlings der göttlichen Philopatoren, den Ptah auserwählt, dem Ra den Sieg verliehen, des lebenden Abbildes des Zeus, des Sohnes des Helios Ptolemäus, des ewig lebenden, von Hephäst geliebten ...; die Erzpriester und die Propheten und die ins Allerheiligste zur Bekleidung der Götter gehenden und die Pterophoren (mit der Abfassung der heiligen Schriften betrauten Schreiber) und das Kollegium des Schrifthauses (die Hierogrammateis) und alle anderen Priester, die aus den Tempeln des Landes nach Memphis gekommen zum König zum Feste der Übernahme des Königreichs des Ptolemäus, des ewig lebenden, von Ptah geliebten, des Gottes Epiphanes-Eucharistos, welches er übernommen hat an Stelle seines Vaters, versammelten sich im Tempel von Memphis und sprachen an diesem Tage: Dieses Dekret möge auf eine Säule von hartem Stein in der heiligen, landesüblichen und griechischen Schrift aufgezeichnet und in jedem Tempel der ersten, zweiten und dritten Ordnung neben dem Bildnis des ewig lebenden Königs aufgestellt werden."

Weit großartiger aber als diese Tafel sind die Rieseninschriften, welche orientalische Herrscher in den Wänden ihrer Paläste oder der Göttertempel, auf Säulen und Standbildern, in Grabgemächern und an Felswänden, oft in gewaltiger Höhe, haben einmeißeln lassen: Verzeichnisse der Könige, Aufzählung ihrer Thaten, die meist ziemlich ausführlich gehalten sind und mit allerhand Bildern veranschaulicht werden, sowie anderes mehr. Z. B. hat König Darius I. von Persien (521—485) auf einer 550 m hohen, senkrecht abfallenden Marmorwand bei Behistân (Bisitun) an der alten Heerstraße von Babylon nach dem Osten in einer Höhe von 100 m über der Thalebene eine aus 400 Zeilen bestehende Inschrift anbringen lassen, in der er über die Siege Bericht erstattet, die er in den ersten Jahren seiner Regierung über die Rebellen seines Reiches er-

fochten hat. Dabei werden die unterworfenen Völker namhaft gemacht und auch die Vorgeschichte des Aufstandes eingehend behandelt. Daneben ist dargestellt, wie der König, von zwei Kriegern begleitet, über die Besiegten Gericht hält, den Fuß auf Gaumata (Smerdis) setzt und die übrigen Aufrührer, die gefesselt auf ihn zukommen, aburteilt.

Auf anderen Inschriften, z. B. einer aus neun Kolumnen bestehenden, im East-Indiahouse zu London befindlichen, giebt König Nebukadnezar von Babylon über alle wichtigen Bauwerke Auskunft, die während seiner Regierung ausgeführt worden sind, und auf den 1881 unweit Beirut gefundenen Keilschrifttexten erstattet derselbe König über die von ihm vorgenommenen Kanalisationsarbeiten Bericht. Oft sind diese Inschriften von bedeutendem Umfange; so bedeckt eine am Ostabhange des Libanon 1883 aufgefundene eine Fläche von 580 m Länge und 3 m Höhe. Und wer die Prunkinschriften des Königs Thutmes III. auf seinen Prachtbauten im oberägyptischen Theben betrachtet oder die ausgedehnten Aufzeichnungen durchmustert, welche die Wände des Tempels von Edfu zieren, oder auch nur einen Gang durch die orientalischen Altertümer des Britischen Museums und des Louvres unternimmt, der erstaunt über die Beharrlichkeit und den Fleiß, womit diese Millionen von Schriftzeichen eingemeißelt sind, und muß sich sagen, daß sie gleich den Riesenwerken der Pyramiden und Sphinxe nur in Ländern ausgeführt werden konnten, wo Tausende von Menschen dem Herrscher bequem und billig zur Verfügung standen.

Nicht viel anders liegen die Verhältnisse bei den Griechen und Römern, nur daß hier alles in bescheideneren Formen auftritt. So wissen wir, daß dem Testamente des Kaisers Augustus drei Urkunden beigegeben waren, von denen die dritte eine Übersicht über seine hervorragendsten Unternehmungen, vom ersten Auftreten in der Öffentlichkeit an bis zu seinem Tode giebt, d. h. über Gesetze und Verordnungen, empfangene Würden und Auszeichnungen, gemachte Schenkungen und Stiftungen, Eroberungen und Gebietserweiterungen, ausgeführte Bauwerke und Schaustellungen. Eine Kopie der bei seinem Grabmal aufgestellten, auf Bronze eingegrabenen Inschrift hat sich im kleinasiatischen Orte Angora erhalten, und davon ist das Denkmal mit dem Namen monumentum Ancyranum benannt worden. Ferner sind mehrere Exemplare eines

Erlasses vom Kaiser Diokletian auf uns gekommen, worin Preise für Lebensmittel und Erzeugnisse des Gewerbfleißes, für Arbeitslöhne und Honorare stehen, und 1528 sind in Lyon zwei Bronzetafeln ausgegraben worden mit einer Rede, die Kaiser Claudius über die Erteilung des Bürgerrechts an die Gallier gehalten hat. Auch Staatsverträge und Bündnisse lassen sich noch in großer Zahl nachweisen, so eine zwischen zwei griechischen Städten auf 100 Jahre geschlossene Abmachung (Bronzetafel aus dem 6. Jahrh. v. Chr.) und ein zwischen Rom und der apulischen Gemeinde Bantia bestehender Vertrag, während Rechnungsablegungen von Beamten in den auf der Burg von Athen eingehauenen zahlreichen Seeurkunden und Steuerlisten der Oberrechnungskammer vorliegen. Endlich mag hier als Beleg für eine religiöse Verordnung die Inschrift Platz finden, die nach Xenophons Angabe auf einer Säule neben dem von ihm gestifteten Artemistempel bei Olympia stand: „Dieser Bezirk ist der Artemis heilig. Wer ihn besitzt und die Nutznießung hat, der hat jedes Jahr den Zehnten zu weihen und vom Überfluß das Heiligtum zu erhalten. Zuwiderhandelnde wird die Göttin bestrafen."

Daneben sind Privaturkunden aller Art in großer Zahl erhalten, mag es sich nun um Kauf oder Schenkung, Freilassung von Sklaven, Testament oder Ehrung handeln. Sie sind so gut im Morgenlande wie im Abendlande zu belegen. Für jenes bieten ein wichtiges Zeugnis die 1875 für das Britische Museum erworbenen 3000 Thontäfelchen mit den Geschäftsbüchern der babylonischen Firma Egibi (= Jakob), meist Abschlüsse von Käufen und Verträgen, die man, sorgfältig in Thonkrügen verpackt, aufgefunden hat; für dieses die große Menge der Urkunden, die in den Sammelwerken griechischer und römischer Inschriften enthalten sind. Von ihnen greife ich hier eine heraus (vgl. die auf S. 100 folgende griechische Inschrift), welche also lautet: „Die Delphier haben dem Pankrates aus Thuria in Messenien, dem Sohne des Pasiteles, für ihn selbst und seine Nachkommen öffentliche Gastfreundschaft, Vorrecht bei der Befragung des Orakels, Vorsitz bei Beratungen, Schiedsrichteramt, Unverletzbarkeit und gänzliche Freiheit von Abgaben verliehen unter dem Archon Diokles und den Buleuten Damon, Orestes und Charixenos."

Ebenso zahlreich und mannigfaltig ist die zweite Gruppe

der Privataufzeichnungen, die wir auf Gräbern, Ehrendenkmälern und Weihgerät und zwar gleichfalls schon im schreibseligen Morgenlande finden. Ich erinnere an die im assyrischen Tempel des Nebo zu Kelach ausgegrabene Statue dieses Gottes, deren Gewand unter den Hüften mit folgender Weihinschrift des Stifters bedeckt ist (vgl. die folgende Abbildung der Statue des Nebo): „Dem Nebo, dem starken Gotte, dem Hohen, dem Sohne von Esagila, dem Allwissenden, dem gewaltigen, erhabenen, allmächtigen Sohne des Nukimmut (Gott der Schöpfung), dessen Befehl an erster Stelle gilt, dem Beherrscher der Künste, der die Aufsicht hat über alles im Himmel und auf Erden, der weise ist in allerhand Dingen und ein offenes Ohr hat, der den Schreibgriffel hält, der das Schreibrohr trägt, dem Barmherzigen, dem Entscheider, dem Lieblinge Bels, des Herrn der Herren, dessen Macht ohnegleichen ist, ohne den im Himmel kein Rat gehalten wird, dem Gnädigen, freundlich sich Zuwendenden, der da wohnet zu Ezida in Kelach, dem großen Herrn, seinem Gebieter hat zur Förderung des Lebens des Ramman-niraris, des Königs von Assyrien, seines Herrn, und des Lebens der Sammuramat (= Semiramis), der Palastfrau, seiner Herrin, Beltarsi-iluma, Statthalter von Kelach, damit er lebe, seine Tage lang seien, seine Jahre sich mehren, damit er Frieden habe, sein Haus und seine Leute von Krankheit verschont bleiben, dies anfertigen lassen und als Geschenk

Abb. 23. Griechische Inschrift aus Delphi; vgl. S. 99.

geweiht. Du künftiger Mensch, auf Nebo traue, auf einen andern Gott nicht!"

Nicht minder bedeutsam treten die Grabinschriften des Orients hervor, die teils außen am Felsen (vgl. die auf Seite 102 folgende Abbildung aus Gizeh in Ägypten) angebracht, teils in den Grabgewölben eingemeißelt sind. So ließ der ägyptische König Sahurre im 3. Jahrtausend v. Chr. seinem Leibarzte Sakkara ein Grabmal errichten und gedachte mit ehrenden Worten der Verdienste, die sich der getreue Mann um das Leben seines Herrn erworben; vor allen Dingen aber hat man den Fürsten des Orients prunkvolle Grabstätten erbaut, deren Steine oft mit beredten Worten von ihnen Kunde geben. Selbst das inschriftenarme Gebiet der Phönicier zeigt auf zwei 1855 u. 1887 entdeckten Gräbern sidonischer Könige ausführliche Texte.



Abb. 24.
Statue des Nebo mit Weihinschrift; vgl. S. 100. (Nach der Zeichnung v. St.-Elme Gautier.)

In Griechenland können wir Grabschriften seit den Perserkriegen überall nachweisen; aber schon lange vorher werden sie üblich gewesen sein, zunächst in Felsen, dann in eigens zurechtgemachte Steine eingehauen. Anfangs genügte den Griechen der bloße Name des Verstorbenen, dem später der des Vaters, hier und da auch des Heimatsortes hinzugefügt wurde. Nach und nach ging man von der ungebundenen Rede zur gebundenen über und pries in Versen kurz die Tugenden des Entschlafenen, wie auf jenem altattischen Steine:

„Für Xenophantus' Gebein erbaute dies Mal Kleobulus;
Ehren wollt' er damit Tugend und wackeren Sinn,"

oder auf dem viel bekannteren, der den im Thermopylenkampfe Gefallenen gesetzt wurde:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Und wie darin Simonides mit schlichten Worten die Treue der Spartaner und ihren Gehorsam bis zum Tode verherrlicht, ohne große Lobeserhebungen im einzelnen daran zu knüpfen, so waren die Grabaufschriften in allen griechischen Staaten damals einfach und knapp gehalten; ebenso große Schlichtheit zeigen die Ehreninschriften an Denkmälern, die man zum Ruhme bedeutender Männer auf dem Markte und anderen belebten Plätzen griechischer Städte setzte, z. B. in Athen den Tyrannenmördern Harmodius und Aristogiton schon am Ausgange des 6. Jahrhunderts.



Abb. 25. Felsgrab mit Hieroglyphen; vgl. S. 101. (Nach Kunsthistor. Bilderbogen I², 33.)

Auch auf italischem Boden hat man sich zunächst damit begnügt, den bloßen Namen des Verewigten, höchstens mit Hinzufügung des Vaters, auf den Sarkophag zu schreiben, so noch im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., aber mit zunehmender Freude an prächtiger Ausstattung der Denkmäler wuchs auch die Menge der Angaben, die für nötig befunden wurden. Überdies folgte man bald dem Beispiele der Griechen, dabei Verse anzuwenden. Man nannte diese Art der Grabschriften elogium, ein Wort, das in der französischen Form Eloge mit der Bedeutung Lobpreisung zu uns gekommen ist. Denn naturgemäß pflegte man von den Toten nur Gutes zu sagen.

Solche elogia weisen die Grabmäler der Scipionen auf, die im Vatikanischen Museum zu Rom gezeigt werden und auf welchen außer den mit roter Mennigfarbe geschriebenen Namen die von ihnen bekleideten Ämter und ihre Kriegsthaten in gebundener Rede verzeichnet sind, z. B. steht auf dem Sarkophage des L. Cornelius Scipio Barbatus, des Konsuls vom Jahre 298 v. Chr., außer dessen Namen: „Sohn des Gajus, ein tapferer und kluger Mann, dessen Äußeres seiner Tüchtigkeit entsprach. Er war Konsul, Censor, Ädil, eroberte Taurasia, Cisauna, Samnium, unterwarf ganz Lukanien und führte Geiseln fort" (vgl. die beifolgende Abbildung). Gerade an diesem Grabmal kann man deutlich den Unterschied zwischen dem Brauche Athens und Roms erkennen. Denn obwohl beide in der Blütezeit republikanische

Abb. 26. Sarkophag des L. Cornelius Scipio Barbatus mit Grabinschrift; vgl. S. 103.

Verfassung hatten, so war doch nur hier, wo die Staatsämter nicht nach dem Lose verliehen wurden, der Staatsgedanke und der politische Ehrgeiz derartig entwickelt, daß man auf dem Stein die verwalteten Staatsämter gewissenhaft verzeichnete.

Ausführlicher wurde der Text der Inschriften, als die Sitte aufkam, die Grabstätten als geweihte Spenden an die göttlich verehrten Geister der Verstorbenen (Manen) aufzufassen; jetzt wurde oft eine ganze, wenn auch gedrängte Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen in den Stein eingegraben, daher auch die Verwandtschaftsverhältnisse eingehend erörtert, die Todesart erwähnt u. s. w. Sogar Testamente, Leichenreden oder Teile davon findet man in dieser Weise verewigt. So nahmen die Grabinschriften schließlich einen großen Umfang an. Ähnlich war der Verlauf bei den Ahnenbildern und Stammbäumen, mochten diese nun im Wohnzimmer des römischen Hauses aufgestellt werden oder in einem Tempel.

Auch bei anderen Ehrenaufschriften, die unter Bildsäulen angebracht wurden, gingen die Römer in späterer Zeit oft über das rechte Maß hinaus. Anfangs verzeichneten sie nur die Namen derer, welchen die Auszeichnungen zu teil werden sollten, unter Angabe des Stifters, z. B. auf einem Denkmal, das die „Italiker dem L. Cornelius Scipio Ehren halber" setzten. Als aber Triumphbogen für die siegreichen Feldherrn, namentlich die Kaiser, erbaut wurden, nahmen die Aufschriften nicht selten großen Umfang an; nur wenige sind so kurz gehalten wie die des Titusbogens, der zum Gedächtnis des Sieges über die Juden (70) von Domitian errichtet und 81 geweiht wurde. Sie lautet: „Der Senat und das Volk der Römer dem göttlichen Titus, Sohn des göttlichen Vespasian unter der Regierung eines Kaisers aus der Familie der Vespasiane." (Vgl. die beifolgende Abbildung.)

Aber Widmungen von Tempeln und Altären bewahrten meist eine knappe Form, z. B. die Aufschrift, die der Erbauer des allen Göttern gewidmeten Pantheons in Rom anbringen ließ: „Marcus Agrippa, der Sohn des Lucius, hat (dies Gebäude) während seines dritten Konsulats errichtet" oder diejenige, welche ein Bewohner der an der Scheldemündung gelegenen Insel Walcheren auf einem Altar der germanischen Lokalgöttin Nehalennia einmeißelte: „Der Göttin Nehalennia hat Januarinus Ambacthius für sich und die Seinigen (diesen

Altar) als Gelübde gern verdientermaßen (votum libens merito) dargebracht."*) (Vgl. die auf S. 106 folgende Abbildung.)



Abb. 27. Triumphbogen des Titus in Rom; vgl. S. 104. (Nach Photographie.)

---

*) Als Schiffahrtsgöttin setzt sie den Fuß auf ein Schiffsvorderteil, der Hund ist ein treuer, wachsamer Begleiter der Schiffe.

Als Erben der Kultur des Altertums wandelten unsere Vorfahren lange in den Fußstapfen der Römer. Zwar sind alte, in den Felsen gehauene Runeninschriften, wie wir sie in den nordeuropäischen Staaten finden, im Gebiete des Deutschen Reichs nicht mehr vorhanden, wohl aber bestehen noch zahlreiche mittelalterliche Grabdenkmäler, die man deutschen Fürsten oder anderen hervorragenden Personen gesetzt hat. Deren Aufschriften sind bis ins 14. Jahrhundert fast ausschließlich in lateinischer Sprache abgefaßt. (Vgl. die folgende Abb. 29.)*) Dann ist allerdings nach und nach die deutsche an deren Stelle getreten, aber einmal kommt das fremde Idiom noch in manchen Fällen bis zur Gegenwart vor und sodann hat sich der Gebrauch des lateinischen Alphabets bei Inschriften aller Art bis in die neueste Zeit erhalten.



Abb. 28.
Altar der Göttin Nehalennia mit Weihinschrift; vgl. S. 105. (Nach Janssen, de Rom. beelden en gedenkst.)

Im Gegensatz zu den Römern können wir bei uns neuerdings eine gewisse Neigung zur Kürze feststellen. Je größer der Mann, für desto ehrenvoller gilt es, den bloßen Namen unter sein Standbild oder auf seinen

*) Das gilt auch von der hier vorliegenden Messinggrabplatte des Bürgermeisters Clingenbergh in der Petrikirche zu Lübeck, einer niederländischen Arbeit aus dem Jahre 1356. Die Aufschrift lautet: Octava die post Sancti Matthiae (24. Febr.) apostoli, tertia die mensis Marti obiit dominus Iohannes Clingenbergh, Consul Lubicensis, cuius anima in Iesu Christo et in eius misericordia requiescat . . . .



Abb. 29. Messing-Grabplatte des Bürgermeisters Klingenberg i. d. Petrikirche zu Lübeck.
(Nach Knackfuß, Deutsche Kunstgesch. II, 242.)

Grabstein zu setzen. Höchstens fügt man noch Zeit und Ort der Geburt und des Todes hinzu. Nach unserem Gefühl ist der Zusatz „der große Philosoph“ auf dem Münchener Schellingdenkmal für den Gefeierten nicht so ehrenvoll als es der bloße Name sein würde. Denn wir nehmen an, daß jeder gebildete Deutsche den großen Denker kennt. Höchstens in einfachen, ländlichen Verhältnissen, namentlich in entlegenen Ortschaften treffen wir noch geschwätzige Grabschriften an, die an die spätrömische Zeit erinnern, ohne daß sie von Italien beeinflußt worden sind. Wenn wir z. B. einen Tiroler Friedhof durchwandern, so können wir dort dichterische Ergüsse schauen ähnlich dem, der auf dem Grabe einer römischen Frau stand: „Kurz, Wandrer, ist mein Spruch, halt an und lies ihn durch! Es deckt der schlichte Grabstein eine schöne Frau. Mit Namen nannten Claudia die Eltern sie. Mit eigner Liebe liebte sie den eignen Mann. Zwei Söhnen gab das Leben sie, den einen ließ auf Erden sie zurück, den andern barg sie in der Erde Schoß. Sie war von artger Rede und von edlem Gang, besorgt ihr Haus und spann. Ich bin zu Ende, geh!“

Wesentliche Verschiedenheit von diesen Inschriften, die zu Ehren Verstorbener und Lebender durch andere errichtet worden sind, weisen diejenigen auf, welche Reisende gelegentlich zur Erinnerung an ihre Person und ihren Aufenthalt in einer bestimmten Gegend eingeritzt haben. Eine solche Neigung, sich auf bequeme und billige Weise zu verewigen, ist dem Altertum nicht minder als der Neuzeit eigen. Schon um 590 v. Chr. haben griechische Söldner des ägyptischen Königs Psammetich ihren denkwürdigen Marsch nach dem Oberlauf des Nils (Nubien) dadurch der Nachwelt kundgegeben, daß sie ihre Namen auf den Füßen eines in Abu Simbal stehenden Riesenbildwerkes verzeichneten. Ebenso wenig haben die Römer auf ihren Reisen der Versuchung widerstehen können, sich irgendwo einzukritzeln. Daher lesen wir z. B. an einer Hauswand in Pompeji: „C. Pumilius Dipilus war hier am 11. Oktober unter dem Konsulate des Marcus Lepidus und des Quintus Catulus.“ (78 v. Chr.)

Mit der Zunahme der Reisen im 1. Jahrhundert v. Chr. wuchs auch die Sucht der Touristen, Steine und Holz zu beschmieren; namentlich in vielbesuchten Gegenden finden wir oft

Hunderte von Namen auf engem Raum beisammen. So lenkten unter den Wunderwerken Ägyptens zwei eigentümliche Bilder die Aufmerksamkeit der Fremden ganz besonders auf sich hin. Es waren sitzende Riesenfiguren, die in der Nähe Thebens standen, je 18 m hoch und vier Stunden weit sichtbar. Seitdem ein Erdbeben um das Jahr 27 v. Chr. den obern Teil der einen herabgeworfen hatte, konnte man ein seltsames Schauspiel beobachten. „Wenn bei Sonnenaufgang die beiden Kolosse ihren ungeheuren Schatten über die schweigende Einöde warfen, klang aus dem zertrümmerten ein leiser, aber deutlicher Ton, dem Schalle eines kupfernen Gefäßes vergleichbar. Seitdem hatte der Koloß große Anziehungskraft für griechische und römische Reisende. Von den vielen, die dahin pilgerten, haben manche ihre Namen, zum Teil auch den Tag ihrer Anwesenheit und längere oder kürzere Bemerkungen, selbst Gedichte, fast sämtlich in die Beine der Figuren eingehauen. Von 72 sind 35 mit Datum versehen, die ersten aus Neros Zeit, die meisten aus der Hadrians; selbst dieser, seine Gemahlin und Personen seines Gefolges haben sich zur Erinnerung an einen im November des Jahres 130 unternommenen Besuch dort eingezeichnet." Auch an den in der Nähe Thebens befindlichen Königsgräbern sind über 100 Inschriften von Reisenden gefunden worden, die man bei Fackelschein flüchtig eingeritzt oder mit roter Farbe aufgemalt hat, z. B. „Die, welche dies nicht gesehen haben, haben nichts gesehen" oder „Glücklich ist, wer dies geschaut hat", Wendungen, die uns lebhaft an die Gefühlsausbrüche in den Fremdenbüchern der Neuzeit erinnern.

Von den zahlreichen übrigen Aufschriften verdienen hier besonders noch die hervorgehoben zu werden, welche man an Haus und Gerät, sei es aus praktischen Gründen oder zur Zierde angebracht hat. Im Altertum liebte man vor allem, Vasen mit Bildwerk und Sprüchen auszuschmücken. Auch tragen Schüsseln, Trinkgefäße und andere Gerätschaften häufig kurze Inschriften wie: „Gebrauche es glücklich (utere felix)!" oder: „Lebe, bleibe gesund und siege (vivas, valeas, vincas)!" gleich unsern Geburtstagskaffeetassen, auf denen man oft die Worte liest: „Trinke lange daraus!" Unsere Altvordern aber hatten ihre Freude daran, Geschmeide und Waffenstücke in dieser Weise zu bemalen, also Gegenstände, an denen ihr Herz in hohem Grade hing; so sind auf deutschem Boden 10 Spangen auf

gefunden worden, die mit Runen bedeckt waren; und wie man die Schwerter mit besonderen Namen benannte und mit Aufschriften versah, so trugen auch die Schilde neben dem Wappen gewöhnlich Schriftzüge (die Devise, den Wahlspruch), ein Brauch, von dem sich wahrscheinlich der Ausdruck schildern herleitet. Noch weiter verbreitet war die Sitte, Gebäude mit Sinnsprüchen zu zieren. Wie Werner Stauffacher in Schillers Tell sein neues Haus in dieser Weise ausstattete, so schmückten unsere Väter gern die Giebelfelder mit kurzen, kernigen Versen voller Lebensweisheit und freuten sich, wenn vorüberziehende Wanderer ihre Schritte hemmten, um die dort stehenden Worte zu lesen.

Auch die Wände der Zimmer prangten oft in diesem Schmucke, und noch gegenwärtig versieht man gern altdeutsche Wein- oder Bierstuben mit Sprüchen wie: „Trinke, was klar ist, iß, was gar ist, rede, was wahr ist, liebe, was rar ist“ oder: „Der Trunk sei klar, das Herz sei wahr und froh der Mann, dann stoßet an!“ Wohl hat auch in Rom einmal dieser oder jener eine Sentenz irgend wohin geschrieben wie Kaiser Alexander Severus, der die Worte: „Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!“ an manchen öffentlichen Bauten anbringen ließ, aber im ganzen kommt es doch nicht häufig vor. Dagegen kann man die neuere Gewohnheit, den Wirtshäusern und anderen Gebäuden Namen, meist aus dem Tier- oder Pflanzenreiche, zu geben und diese auf Schilder zu malen, aus römischer Quelle ableiten. Denn im alten Italien und in den Provinzen des gewaltigen Reichs der Cäsaren befanden sich nicht wenige Gasthöfe und Einkehrhäuser mit Bezeichnungen wie „zum Hahne, zum Adler, zum Kranich“, ab und zu auch mit Anpreisungen, auf die wir jetzt verzichten, z. B. an einem Lyoner Hotel: „Hier verspricht Mercur Gewinn, Apollo Gesundheit, Septumanus Aufnahme nebst Mahlzeit. Wer einkehrt, wird nachher besser daran sein. Fremder, sieh zu, wo du bleibst!“ Auch die Firmen der Geschäftsleute sind schon im Altertum nachweisbar, z. B. macht ein Steinmetz in Pompeji durch eine Aufschrift seines Hauses bekannt: „Hier kann man Firmenschilder oder was sonst an Marmorarbeiten nötig ist, herstellen lassen.“

6. Buchhandel.

Ehe man daran dachte, Bücher fabrikmäßig zu vervielfältigen, mußten sich die Gelehrten diejenigen Schriften, die sie zu besitzen wünschten, selbst abschreiben. So war es bei den Griechen, so bei den Römern, so auch in Deutschland. Als ein Fortschritt kann es schon bezeichnet werden, wenn sich einzelne Schriftsteller angelegen sein ließen, ihre Werke in der Absicht zu kopieren, daß sie größere Verbreitung fänden, oder wenn Lehrer ihren Schulkindern die zum Unterrichte nötigen Bücher in die Feder diktierten. Beides that z. B. der älteste römische Dichter Livius Andronicus, der seine Theaterstücke wiederholt selbst abschrieb und seine lateinische Odysseeübersetzung von den Schülern, die er mit den Buchstaben vertraut gemacht hatte, abschreiben ließ. Ein regelrechter Buchhandel trat im Altertum erst ein, als das Bildungsbedürfnis reger wurde, d. h. in Griechenland seit dem 5. Jahrhundert, wo die Philosophenschule der Sophisten emporkam, und in Rom während der Blüteperiode der Redekunst um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. Und zwar ließ der Verfasser und Verleger die erforderliche Stückzahl durch Sklaven herstellen, die des Schreibens kundig waren. Jener diktierte das neue Werk zunächst nur einigen, um ein paar Exemplare für seine Freunde zu erhalten, dieser aber sorgte für weiteren Vorrat dadurch, daß er gleichzeitig eine größere Anzahl von Sklaven beschäftigte. Dabei erlangten die Abschreiber nicht selten große Fertigkeit, zumal als sie die tironischen Noten für ihre Zwecke verwenden lernten. Z. B. berichtet der römische Dichter Martial, das zweite Buch seiner Lieder könne in einer Stunde mit der Feder bewältigt werden. Da nun die 93 Gedichte desselben, abgesehen von der Überschrift, 540 Zeilen enthalten, so würden auf die Minute neun Zeilen kommen, gewiß für jene Zeit eine bedeutende Leistung.

Natürlich erschienen die neuen Werke nicht eher, als bis eine hinreichende Menge von Abschriften vorlag. Doch war die Höhe der Auflage nicht immer gleich groß, sondern richtete sich, wie noch gegenwärtig, nach der Berechnung, die der Verleger über den zu erwartenden Absatz anstellte. Von der Ausgabe der Briefe des Plinius, einem der wenigen Bücher, über die wir in dieser Beziehung genau Bescheid wissen,

wurden tausend Stück zum Verkauf hergestellt. Aber die Art der Vervielfältigung hatte ihre großen Mängel. Denn weil die Sklaven sich nicht durch den Augenschein von dem Wortlaute des Textes überzeugten, sondern nach dem Diktate eines einzelnen, also nach dem Gehör schrieben und obendrein flüchtig und schnell arbeiteten, so schlichen sich zahlreiche Hör- und Schreibfehler ein, über die sich die lateinischen Schriftsteller häufig bitter beklagten. So antwortete der Redner Cicero seinem Bruder einmal auf die Anfrage, ob er ihm nicht gewisse Bücher schicken könne: „Hinsichtlich der lateinischen Werke weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll; so fehlerhaft werden sie abgeschrieben und verkauft." Wer es daher möglich machen konnte, suchte sich das Handexemplar des Schriftstellers oder eine der ersten Abschriften zu verschaffen, die freilich oft teuer bezahlt werden mußten. In späterer Zeit aber traten Männer auf, die sich angelegen sein ließen, die entstellten und verstümmelten Texte von ihren Auswüchsen zu befreien, z. B. thaten dies für Homers Gedichte die Alexandrinischen Grammatiker seit dem 3. Jahrhundert v. Chr.; um das ältere römische Schrifttum aber haben sich vor allem verschiedene Litteraturfreunde des 4. bis 6. Jahrhunderts große Verdienste erworben. Über die Preise der Bücher sind nur ganz spärliche Nachrichten auf uns gekommen, doch können wir nachrechnen, daß das erste Buch der Gedichte des oben genannten Martial (118 Lieder in 700 Zeilen) etwa 4 Mark kostete, während es in einfacherer Ausstattung noch billiger zu kaufen war. Übrig gebliebene Exemplare verwandte man, damit sie nicht den Mäusen und Motten zum Raub würden, zu Pfefferdüten oder schickte sie in die Provinz.

Je mehr sich römische Soldaten und Kaufleute in Gallien, Spanien, Britannien und anderen Gebieten des Reichs niederließen, um so fühlbarer wurde das Verlangen, eigne Buchhandlungen in den außeritalischen Ländern zu errichten. Es geschah dies zuerst in den bedeutenden Handelsplätzen des Mittelmeeres, die zugleich Universitäten waren, wie Marseille, dann aber auch in anderen großen Städten. So findet sich in einem um 50 n. Chr. zu Rom geschriebenen Brief die Stelle: „Daß es Buchhändler in Lyon gäbe, hätte ich nicht geglaubt. Um so angenehmer war es mir, aus deinem Briefe zu erfahren, daß deine Schriften dort verkauft werden, und ich freue

mich, daß ihnen auswärts die Gunst bleibt, die sie sich in der Hauptstadt erworben haben." Dadurch wurde der Ruhm hervorragender Schriftsteller weit verbreitet. Kam doch ein Mann aus der spanischen Stadt Cadix bloß deshalb nach Rom, um den Titus Livius, dessen Geschichtswerk er gelesen, persönlich kennen zu lernen, und reiste, als er seinen Wunsch erfüllt sah, wieder in seine Heimat zurück. Die bedeutendsten Buchhändlerfirmen waren natürlich diejenigen der Reichshauptstadt. Von mehreren derselben wissen wir sogar die Namen. So hatte Titus Pomponius Atticus, ein Freund Ciceros, den Vertrieb von dessen Schriften, die Werke des Dichters Horaz erschienen bei den Gebrüdern Sosius, diejenigen des Lehrers der Beredsamkeit Quintilian bei Trypho. Und die Einnahmen dieser Verleger waren um so größer, als die Verfasser entweder gar kein oder nur ein ganz geringes Honorar erhielten.

Die Geschäftslokale der Buchhändler lagen meist an den verkehrsreichsten Plätzen und Straßen der Stadt, besonders am Markte. Sie waren die Hauptsammelpunkte der Gelehrten und aller derer, welche Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machten. Hier nahmen diese Einsicht von neu erschienenen Schriften, fällten Urteile darüber oder hörten die Meinungen anderer. Hier konnten daher Angehörige der besseren Stände Verwandte und Freunde, die sie zu Hause nicht angetroffen hatten, am sichersten finden. Schon von weitem sah man an der Eingangsthür die Verzeichnisse der Verlagsartikel hängen. Trat man aber in den Laden ein, so kam einem der Geruch des Cedernöls und Safrans entgegen, womit man die wertvollen Schätze besprengt hatte, um sie gegen Insektenfraß zu schützen. Die Bücherrollen selbst befanden sich meist in Kapseln oder Kästchen von Cedernholz und waren um Stäbe gewickelt. Um sie leichter unterscheiden und ein gewünschtes Werk schnell ausfindig machen zu können, hatte man auf einem am obern Ende befestigten Pergamentstreifen mit roter Schrift den Titel des darin enthaltenen Buches verzeichnet. Später, als der viereckige Codex an die Stelle der Rolle trat, verwahrte man die Schriftstücke am liebsten in Bücherschränken (vgl. die beifolgende Abbildung) oder auf Regalen.

Ähnlich wie bei den klassischen Völkern war der Verlauf in Deutschland. Auch hier trat nach einer Periode der Bücherlosigkeit eine Zeit ein, in der sich jeder die gewünschten Schriften

selbst kopieren mußte; erst am Ausgange des Mittelalters stellte sich die Notwendigkeit der Buchhandlungen heraus. Die Mönche, welche seit der Ausbreitung des Christentums in deutschen



Abb. 30. Mittelalterlicher Bücherschrank; vgl. S. 113. (R. Garrucci, voc. d. art. christ. 3, 126.)

Gauen die meisten Bücher abschrieben, arbeiteten in der Regel nur für ihre Klöster, waren wohl entgegenkommend, wenn man ihre Bibliotheken benützen wollte, aber verkauften nur in den seltensten Fällen eine ihrer mühsam gefertigten Handschriften. Wollte man sich daher solche erwerben, so war man entweder auf die Thätigkeit seiner Hände oder auf den Ankauf in Italien, dem Hauptbüchermarkt des ganzen Mittelalters, angewiesen. Und in der That ist es seit dem 13. Jahrhundert nicht selten vorgekommen, daß strebsame und lernbegierige deutsche Gelehrte nur zu dem Zwecke eine beschwerliche Reise über die Alpen unternahmen, um in Venedig, Florenz oder Mailand eine Pergament- oder Papyrusrolle zu erwerben. Noch im 15. Jahrhundert blühte dieser Handschriftenhandel, der sich gleichermaßen auf lateinische wie auf griechische Exemplare erstreckte. Denn die gewandten italienischen Kaufleute fanden sehr bald heraus, daß es ein einträgliches Geschäft war, in Griechenland alte Bücher aufzukaufen und in der Heimat wieder loszuschlagen. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken aber (1453) wurden so viele wertvolle Stücke von den flüchtenden Griechen nach dem Westen gerettet, daß dadurch der Bücherschacher auf der Apenninenhalbinsel einen neuen Aufschwung erhielt.

Doch war es inzwischen in Deutschland anders geworden, namentlich infolge der Gründung von Universitäten. Als die Hochschulen zu Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419) u. s. f. ins Leben gerufen wurden, machte sich der Mangel an Lehrbüchern gewaltig fühlbar, und wenn auch vielfach noch die Professoren den Studenten solche diktierten oder zum Abschreiben überließen, so wurden sie doch auch schon in großer Menge zum Verkauf hergestellt. Als einer von denjenigen, die eine bedeutende Bücherfabrik besaßen, wird uns Wibold Lauber zu Hagenau im Elsaß genannt, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte; besonders aber that sich in dieser Beziehung die Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens hervor. Selbst Frauen wie die Klara Hätzlerin, die 1471 eine Sammlung von Volksliedern vornahm, machte sich durch Abschreiben von altdeutschen und anderen Handschriften um die Litteratur verdient. Auch entstanden nunmehr selbständige Buchhändlergeschäfte, die wie im Altertum an bestimmten, besonders lebhaften Plätzen oder Straßen der Städte ihren Sitz hatten.

Namentlich geschah das in der Nähe der Kirchen, die während des Mittelalters den größten Menschenverkehr aufwiesen, z. B. in Paris nahe bei der Notredamekirche, in London aber in Paternosterrow gegenüber der Sankt-Pauls-Kathedrale.

Wie bisher Vervielfältigung und Vertrieb der Bücher in denselben Händen gelegen hatte, so blieb diese Einrichtung auch nach dem Aufkommen der Buchdruckerkunst noch lange Zeit bestehen. Kapitalkräftige Leute, die sich eine Reihe von Gesellen halten konnten, stellten in ihren Werkstätten die Bücher her und setzten sie im Lande durch hausierende Buchbinder oder Kaufleute, die den Namen „Buchführer" hatten, ab. Besonders gute Geschäfte machten die Herumträger mit den zahlreichen Flugschriften und Sendschreiben, die im Reformationszeitalter veröffentlicht wurden. Nur wenn ein Drucker nicht die erforderlichen Geldmittel besaß, sah er sich nach einem leistungsfähigen Manne um, der ihn „verlegen", d. h. ihm die nötige Summe vorstrecken konnte. Daraus ist der Brauch und Name des Verlags erwachsen. Unternehmende Leute gründeten bald Zweigniederlassungen in verschiedenen Städten innerhalb und außerhalb des Reichs. So besaß der Nürnberger Anton Koberger, der bedeutendste Buchdrucker und Verlagsbuchhändler seiner Zeit, Geschäftsstellen in Frankfurt, Wien, Breslau, Krakau, Ofen, Lyon, Paris und Venedig. Seine Buchführer durchwanderten mit den Verlagsartikeln der Firma einen großen Teil von Europa. Auch besuchte er regelmäßig die Messen z. B. die Frankfurter, bei der sich auch auswärtige Buchhändler einfanden, um Einkäufe zu machen. Denn es läßt sich nachweisen, daß 1473 unter andern Etienne von Paris und Plantin aus Antwerpen dort vertreten waren. Bald erschienen auch Holländer, Engländer, Italiener, Österreicher und Ungarn; selbst Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Papierhändler und Buchbinder hielten es für zweckmäßig, persönlich nach Frankfurt zu gehen und ihre Geschäfte dort abzuwickeln.

Mit der Mainstadt trat bald die Pleißestadt Leipzig in Wettbewerb. Sie zog seit 1493 Buchhändler zu den Messen in ihre Mauern, ja sie riß bald den ganzen Buchabsatz nach dem östlichen Deutschland, nach Rußland und den übrigen Ländern im Osten Europas an sich. Da ferner in Frankfurt der Geschäftsbetrieb durch allerhand kaiserliche Bestimmungen beschränkt und erschwert wurde, sich dagegen in der sächsischen

Universitätsstadt frei entfalten konnte, so war die Folge, daß der Büchermarkt dort von Jahr zu Jahr zurückging und hier immer stärker aufblühte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts treffen wir in Leipzig bereits Pariser und Venediger Buchhändler, die ihren Bedarf decken, eigene Erzeugnisse absetzen oder Geldangelegenheiten regeln wollten; und da es in Deutschland an einem politischen Mittelpunkte fehlte, der dieselbe Bedeutung gehabt hätte wie Paris für Frankreich oder London für England, so wurde die neue Büchermesse weder von Wien noch von Berlin oder München beeinträchtigt. Dazu kam, daß in Kursachsen damals viele Broschüren theologischen Inhalts zur Verbreitung und Verfechtung der reformatorischen Ideen erschienen, die in den beiden Landeshochschulen Wittenberg und Leipzig ihre festesten Stützpunkte hatten. Als es dann vollends viele norddeutsche Verleger unbequem fanden, zwei verschiedene Messen zu beschicken, und 1764 die Vertretung in der Mainstadt vollständig aufgaben, erstarkte der Buchhandel Leipzigs in hohem Maße. Es erhielt von den bedeutenderen Firmen unseres Vaterlandes immer mehr ständige Niederlagen für deren Bücher, sogen. Kommissionsgeschäfte. Schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts waren einzelne dort vorhanden, 1791 finden wir schon 29, 1895 164. Jedoch die Zahl der durch sie vertretenen Buchhandlungen Deutschlands (Kommittenten) betrug 1795 333, 1839 1381, 1895 7572. Endlich verfügt die Stadt, die 1716 erst 17 Buchverkaufshäuser hatte, gegenwärtig über etwa 750 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, denen ungefähr 150 Buchdruckereien, 136 lithographische und 100 xylographische Anstalten zur Seite stehen.

Auch die einheitliche Organisation des ganzen deutschen Buchgewerbes ist von Leipzig aus erfolgt. Zunächst traten 1765 auf Veranlassung des Weidmannschen Verlagsgeschäfts*) 59 Firmen zusammen, doch folgten bald andere nach, so daß der 1825 gegründete Börsenverein deutscher Buchhändler, 1869 der deutsche Buchdruckerverein und 1884 der Verein für das gesamte Buchgewerbe Deutschlands ihren Mittelpunkt in Leipzig erhielten. 1888 aber konnte dort ein schönes Buchhändlerhaus eröffnet werden.

Nächst Leipzig verdienen nur noch zwei Buchhändlerplätze

*) Dieses war damals noch nicht nach Berlin verlegt worden.

Deutschlands hervorgehoben zu werden, im Norden Berlin, das namentlich seit der Erhebung zur Reichshauptstadt auch in dieser Beziehung einen großen Aufschwung genommen hat, und im Süden Stuttgart, das in beschränktem Umfange die Erbschaft Frankfurts angetreten zu haben scheint. Denn es vereinigt alljährlich in seinen Mauern die Buchhändler Süddeutschlands zu einer besonderen Messe und zählt bereits über hundert Buch- und Kunsthandlungen, sowie viele Buch- und Steindruckereien, darunter Geschäfte wie die Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger), die jetzt 923 Arbeiter beschäftigt.

Aus alledem geht hervor, daß sich der Umsatz des deutschen Buchhandels im Laufe der Zeit wesentlich erhöht hat. Zu demselben Ergebnis führen auch die Zahlen, welche uns die Ausfuhrstatistik an die Hand giebt. Darnach hat 1896 Österreich-Ungarn für 28 Millionen Mark Bücher aus Deutschland bezogen, die Schweiz für 7,6 Millionen, die Vereinigten Staaten für 7,2, Rußland für 5,8, England für 3,2, Holland für 2,8, Frankreich für 2, Norwegen und Belgien für je 1,2 Millionen, Italien und Dänemark für je 800 000 Mark. Dagegen hat Deutschland auswärtige Werke eingeführt aus Österreich-Ungarn für 7,2 Millionen Mark, aus der Schweiz für 3,2, aus Frankreich für 2,8, aus den Vereinigten Staaten und Holland für je 1,6 Millionen, aus Rußland für 720 000, aus England für 650 000 Mark, anderswoher weniger; im ganzen aber haben wir für 62 Millionen Mark Bücher ins Ausland geschickt*), während für 42 Millionen zu uns hereingekommen sind. Weit höhere Summen würde natürlich der inländische Bücherverkehr aufweisen, doch entzieht sich dessen Umfang völlig unserer Berechnung. Um aber einiges herauszugreifen, erinnere ich daran, wie viel Bändchen allein von Reklams Universalbibliothek jährlich begehrt werden. Der billige Preis ermöglicht es jedem, sich etwas zu kaufen, was seinen Wünschen besonders entspricht. Schillers Tell hat in der Reklamschen Ausgabe schon einen Absatz von 619 000 Stück gehabt, Goethes Hermann und Dorothea einen solchen von 490 000, der erste Teil des Faust 290 000, Walter Scotts Ivanhoe 45 000 und Boz-Dickens' Pickwickier 40 000. Und wie viele Exemplare werden nicht jährlich von Meyers Volks-

*) 1883 für 22 Millionen Mark.

bibliothek und der Tauchnitzschen Sammlung englischer Werke, wie viel Klassikerausgaben und Schulbücher für höhere Unterrichtsanstalten von der Firma B. G. Teubner in Leipzig, Weidmann in Berlin, A. Perthes in Gotha, Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig oder von Schöningh in Paderborn und Münster abgesetzt!

Werfen wir noch einen Blick auf die Büchererzeugung anderer Länder, so ist zu erwähnen, daß darin Japan jetzt obenan steht. Denn dieses veröffentlicht gegenwärtig 25 000 Bände im Jahre; 1892 waren darunter 5000 juristische, 1300 theologische und ebensoviele astronomische, merkwürdigerweise auch 1400 Kalender; in Rußland dagegen erschienen in demselben Jahre 9053 Werke.

Um uns nun in der Unmasse der jährlich neu hervortretenden Litteraturerscheinungen zurecht zu finden, haben wir Bücherverzeichnisse von nöten. Das erste veröffentlichte der Augsburger Georg Willer zu Michaelis 1564, um seine Kundschaft von den in Frankfurt feilgebotenen Neuigkeiten des einheimischen und des mit dem deutschen Markt in Beziehung stehenden auswärtigen Buchhandels in Kenntnis zu setzen; und seitdem hat es Frankfurter Meßkataloge gegeben bis zum Jahre 1749. Der erste Leipziger erschien 1594, der letzte 1860. Diese Verzeichnisse waren anfangs sehr einfach; Angaben über Verleger und Verlagsorte sowie Ladenpreise fehlten; die alphabetische Anordnung wurde erst 1592 eingeführt. Man gruppierte die Bücher nach zwei Hauptabteilungen; zu der einen gehörten die lateinischen, griechischen und orientalischen, zu der andern die deutschen; seit dem genannten Jahre kamen als dritte Abteilung die spanischen, italienischen und französischen Schriften hinzu. 1736 veröffentlichte J. M. Friese in Leipzig die erste Bücherzusammenstellung mit Preisen, 1742 erschien Georgis allgemeines Bücherlexikon und seit 1797 Hinrichs Halbjahrskataloge, denen verschiedene andere gefolgt sind, so daß wir uns jetzt mit Leichtigkeit über alle Neuheiten im Bereiche des Buchwesens unterrichten können.

Mit der zunehmenden Bedeutung des Buchhandels haben sich auch die Rechtsverhältnisse des ganzen Gewerbes wesentlich gebessert. Früher entfalteten die Regierungen eine größere Thätigkeit in der Verfolgung verbotener Schriften als im Schutz erlaubter Bücher gegen unrechtmäßigen Nachdruck.

Schon im römischen Reiche wurden wiederholt unliebsame Werke mit allen Mitteln unterdrückt. Gewaltthätige Kaiser machten rücksichtslos und energisch gegen politische Veröffentlichungen feindlich gesinnter Männer Front, zogen diese ein und vernichteten sie; noch weiter ging Domitian, der einen Geschichtsschreiber enthaupten und alle Buchhändler, die seine Schriften verkauft hatten, ans Kreuz schlagen ließ, auch die von ihm Hingerichteten in der Zeitung zu nennen verbot. Als dann das Christentum staatlich anerkannt war, zog man besonders gegen ketzerische Schriften und Zauberbücher zu Felde, z. B. verfügte Kaiser Konstantin die Verfolgung aller Werke, die der Ketzer Arius geschrieben hatte, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß man sie weder lesen noch abschreiben, noch bei sich behalten dürfe, sondern verbrennen solle. Im Mittelalter waren unter anderen mehrere Schriften des Aristoteles und das Buch des Johannes Scotus Erigena († 880) über die Natur verpönt, ja in manchen Klöstern, z. B. denen der Cisterzienser, durfte kein Abt, Mönch oder Neuling ohne Erlaubnis der allgemeinen Ordensversammlung Bücher schreiben oder herausgeben. Zur Zeit der Reformation, wo die Geister heftiger als sonst aufeinander platzten, wurden alle protestantischen Schriften vom Papste und der katholischen Geistlichkeit unterdrückt. Man stellte ganze Verzeichnisse von ihnen auf, die man Indices librorum prohibitorum d. h. Kataloge verbotener Bücher nannte, so schon unter Papst Paul IV. 1557. Da dies jedoch nicht die gewünschte Wirkung hatte, hielt es das Tridentiner Konzil (geschlossen 1563) für angezeigt, eine ständige Behörde einzusetzen, um die religiöse Litteratur zu überwachen und auf die Ausführung der erlassenen Verbote genau zu achten. 1758 änderte Papst Benedikt XIV. das Verzeichnis derart um, daß er nicht mehr einzelne Bücher, sondern ganze Klassen in den Bann that, ohne jedoch größeren Erfolg zu erzielen.

Auch die Universitäten und Landesfürsten gingen gegen anrüchige und verdächtige Schriften vor. Die Kölner Hochschule richtete an Papst Sixtus IV. († 1484) das Ansuchen, ihr zu gestatten, daß sie Drucker und Verleger ketzerischer Werke gerichtlich belange, und der Erzbischof Berthold von Mainz erließ 1486 dementsprechende Verordnungen für sein Gebiet. Der Reichstag zu Worms aber zog Luther 1521 für alles, was er veröffentlicht hatte, zur Rechenschaft. Besonders strengkatholische

Fürsten wie König Philipp II. von Spanien und Kaiser Rudolf II. von Deutschland gingen mit Hochdruck gegen die „neuen verführerischen Bücher" vor. Ließ doch der letztgenannte 1579 in Frankfurt a. M. alle Buchhändlerläden durchforschen und in Graz 14 000 Schriften ketzerischen Inhalts durch den Henker dem Feuer übergeben. Für dieses Vorgehen von seiten der Katholiken rächten sich die Protestanten. Öfter wurden Bannbullen und päpstliche Erlasse von Studenten verbrannt, auch untersagten Städte wie Straßburg und Rostock mehrfach den Ankauf und die Benutzung katholischer Schriften, ja in Sachsen, der Heimat der Reformation, trat sogar die Bestimmung in Kraft, daß ohne Genehmigung der Regierung kein neues Buch gedruckt werden sollte. Daß an so wichtigen Buchhandelsplätzen wie Frankfurt und Leipzig staatliche Überwachungsbehörden eingesetzt wurden, kann man sich denken. Thatsächlich sind auch in beiden Städten seit 1569 diese Kommissionen thätig gewesen, freilich mit dem Unterschiede, daß die sächsische wesentlich milder verfuhr als die Frankfurter, weil in der Pleißestadt (Kleinparis, wie es Goethe später nannte) ein viel freierer Geist herrschte als in dem Orte der Kaiserkrönungen. Wenn daher auch der Kurfürst über die „verdrießlichen, feindseligen, leichtfertigen und zum Teil aufrührerischen Reden, Lieder und Bücher, so in seinem Lande ausgegangen seien", ungehalten war, so wurde doch die Zensur nicht scharf gehandhabt. Auch konnte man trotz der Bestimmung, daß „die Buchdrucker, Dichter oder Autoren ihre Namen und Zunamen, den Druckort und die Jahreszahl auf den Werken angeben sollten", die Verfasser in vielen Fällen nicht ausfindig machen.

Ebensoviel Ärgernis als die kirchlichen Flugschriften erregten die politischen, deren Zahl im 16. und 17. Jahrhundert ziemlich groß war. Doch weder gegen jene, noch gegen diese richtete man viel aus. Das läßt sich schon daran erkennen, daß die Verbote so oft erneuert werden mußten. Denn allein innerhalb der 17 Jahre von 1524—41 wurden sie von den katholischen Kirchenfürsten viermal wiederholt, ja 1548 dahin verschärft, daß jeder, der ein ketzerisches Buch druckte, verlegte, kaufte, besäße oder veräußerte, ins Gefängnis geworfen werden würde. Auch als man 20 Jahre später den Winkeldruckereien, aus denen besonders die Schmähschriften hervorgingen, den Todesstoß geben wollte und die Erlaubnis zur Gründung und

Beibehaltung von Druckanstalten auf Reichs-, Residenz- und Universitätsstädte beschränkte, hatte man nur unbedeutenden Erfolg.

Trotzdem blieb die staatliche Zensur bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bestehen. Zuerst rüttelte an den dem Buchhandel angelegten Fesseln die große Revolution von 1789. Sobald aber unter Metternichs Regiment die Reaktion wieder begann und die alten politischen Zustände zurückgeführt wurden, traten auch die Buchaufsichtsbehörden wieder in Thätigkeit (1819). Am strengsten verfuhren sie in Österreich, am mildesten in Sachsen, den thüringischen Staaten und dem südwestlichen Deutschland. Doch auch diese milde Art der Zensur hielt vor dem erneuten revolutionären Ansturm nicht Stand; das Jahr 1848 hat sie vollends weggefegt. Dabei ist aber dem Staate und seinen Behörden die Machtbefugnis eingeräumt worden, Druckschriften, die zu Klassenhaß aufreizen, geflissentlich Ungehorsam gegen die Landesgesetze predigen, wichtige Staatsgeheimnisse verraten, kirchliche Einrichtungen lächerlich machen, Gotteslästerungen oder Majestätsbeleidigungen enthalten, die Sittlichkeit gefährden u. s. w., zu verfolgen. Daher sind auch die Zeitungen verpflichtet, in jeder Nummer den verantwortlichen Redakteur anzugeben, der gegebenenfalls gerichtlich belangt werden kann. Nur in wenigen europäischen Ländern wie Rußland und Spanien wird die Zensur noch gehandhabt, in allen katholischen Gegenden aber haben die Bischöfe das Recht und die Verpflichtung, Gebetbücher, Erbauungsschriften und Katechismen, die innerhalb ihres Wirkungskreises veröffentlicht werden sollen, vor ihrem Erscheinen zu prüfen („approbieren").

Handelte es sich in dem bisher Erörterten um die lästigen Fesseln, die der Buchhandel abgestreift hat, so gilt es nun noch darzulegen, wie er seit Jahrhunderten darnach hat ringen müssen, daß gewisse Schranken zu seinem Schutze gezogen werden, d. h. das Verlagsrecht staatlich anerkannt und gewahrt wird. Im Altertum fehlte es an jeder Handhabe zum Vorgehen gegen unbefugte Vervielfältigung; es blieb vielmehr jedem unbenommen, alles, was ein anderer verfaßt hatte, für den Verkauf zu kopieren. Trotz der Klagen, die von den Schriftstellern deshalb erhoben wurden, ließ man sich in dem unlauteren Gewerbe nicht stören, ja manche gingen soweit, neue Schriften, die ihnen der Verfasser vor der Veröffentlichung zur Durchsicht übergeben

hatte, heimlich abschreiben zu lassen, um Geschäfte damit zu machen. So reiste ein Schüler Platos mit Werken seines Meisters nach Sicilien und trieb dort mit den Kopien einen schwunghaften Handel, der griechische Arzt Galen aber berichtet, daß man wider seinen Willen Schriften von ihm der Öffentlichkeit übergeben habe. Ebenso dürfte bei den „Verwandlungen" des römischen Dichters Ovid ein Vertrauensbruch stattgefunden haben; denn obwohl dieser ausdrücklich angiebt, daß er die Handschrift dem Feuer überantwortet habe, ehe er in die Verbannung ging, sind sie doch auf die Nachwelt gekommen, also vermutlich durch Bekannte abgeschrieben worden, die Einblick in das Werk gehabt hatten. Auch im Mittelalter herrschte in dieser Beziehung vollständige Rechtslosigkeit. Erst mit Beginn der Neuzeit hört man von Schutzmaßregeln gegen unbefugte Vervielfältigung, die offenbar durch die Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgerufen worden waren, weil jetzt die Möglichkeit vorlag, schnell eine große Anzahl von Exemplaren widerrechtlich herzustellen.

Die ältesten in Deutschland nachweisbaren Privilegien zum Alleinverkauf eines Werkes sind das einem Bamberger Buchhändler 1490 von dem dortigen Bischof Heinrich ausgestellte und das vom Jahre 1501, welches dem Humanisten Konrad Celtes verliehen wurde, als er die lateinischen Schriften der Nonne Roswitha von Gandersheim herausgab. Doch galten diese Berechtigungen gewöhnlich nur innerhalb der engen Landesgrenzen des Fürsten, von dem sie herrührten und wurden auch hier oft wenig beachtet. Vergeblich klagt Luther über den Nachdruck seiner Bibelübersetzung, vergeblich noch Gellert über den Handel mit Kopien oder unerlaubten Abdrücken seiner Briefe. Unter diesen Umständen kann man es den Verlegern nicht übel nehmen, wenn sie an die Verfasser entweder gar kein Honorar oder nur ein sehr geringes zahlten. Schlimmer war, daß der Text in diesen Raubausgaben häufig derb entstellt wurde. So erklären sich z. B. die zahlreichen Fehler, die in den vor 1623 erschienenen Drucken Shakespearescher Bühnenstücke untergelaufen sind. Da sie meist auf Grund stenographischer Nachschriften hergestellt wurden, die ohne Erlaubnis des Dichters bei Theateraufführungen gemacht worden waren, so führte nicht nur falsches Hören und irrtümliche Auffassung der litterarischen Diebe zu allerhand Mängeln, sondern

auch die Übertragung der noch wenig ausgebildeten Schnellschrift. Infolge davon sahen sich die Freunde des Dichters veranlaßt, ihrerseits eine Gesamtausgabe der Werke zu veranstalten, welcher der handschriftliche Nachlaß Shakespeares zu Grunde lag. In ähnlicher Weise wurde Klopstock gezwungen, eine Sammlung seiner Oden herauszugeben, weil sie ein gewissenloser Verleger unter der Hand mit verdorbenem Text gedruckt und in den Handel gebracht hatte. Doch begann die Behörde schon im 17. Jahrhundert gegen Nachdruck einzuschreiten. Als sich z. B. 1647 der Buchhändler Wolff Endter zu Nürnberg bei Herzog Ernst dem Frommen von Gotha darüber beschwerte, daß die Brüder Johann und Heinrich Stern in Lüneburg die bei ihm erschienene Ernestinische Bibel nachdruckten, wurde durch ein Schreiben an Herzog Friedrich von Lüneburg zu Celle erwirkt, daß die Konkurrenten ihre unlautere Thätigkeit einstellten.

Mehr als die landesherrlichen Privilegien richteten die Staatsgesetze aus, von denen eins der ersten die 1686 erlassene kursächsische Verordnung ist; am wirksamsten aber sind diese in der Neuzeit geworden, seitdem die meisten Länder Vereinbarungen zum Schutze des Verlags- und Urheberrechts getroffen haben. In Frankreich wurde dies 1793 während der großen Revolution anerkannt, in Preußen ein Jahr später, und jetzt werden die Schriften nicht bloß bei Lebzeiten des Autors gegen unbefugten Nachdruck geschützt, sondern bis 30 Jahre nach seinem Tode.

7. Bibliothekwesen.

Als man 1854 den Palast des Königs Assurbanipal (669—625) in Ninive ausgrub, entdeckte man in dem sogenannten Löwenzimmer eine große Menge von Thontafeln (9:6 Zoll), deren genauere Untersuchung zu dem Ergebnis führte, daß darin die Bibliothek des Herrschers enthalten war. Und in der That hat dieser Fürst, dessen Name gewöhnlich in der Form Sardanapal überliefert wird, regen wissenschaftlichen Sinn und große Liebhaberei für Geistesschätze an den Tag gelegt. Wohl im Bewußtsein, daß das Ende des assyrischen Reiches nahe bevorstehe, brachte er aus allen möglichen Tempeln seines Reiches wichtige Schriftstücke zusammen oder ließ sie durch eigene Schreiber kopieren und vereinigte auf diese Weise eine Büchersammlung in den Räumen seines Palastes,

die an Umfang und Reichhaltigkeit des Inhalts ihresgleichen sucht. Sie enthielt religiöse Werke und Zauberbücher, Schriften über Geschichte und Sternkunde, Verzeichnisse von Pflanzen und Tieren (vgl. beifolgende Abbildung einer Thontafel mit

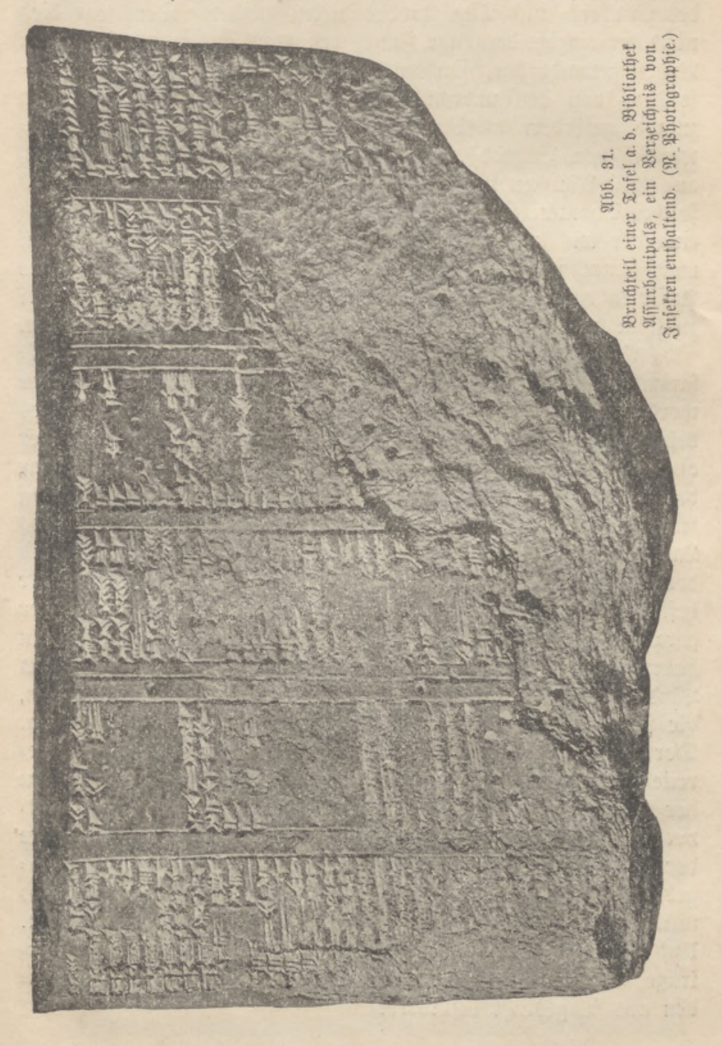


Abb. 31.
Bruchteil einer Tafel a. d. Bibliothek Assurbanipals, ein Verzeichnis von Insekten enthaltend. (R. Photographie.)

vielen Insektennamen), Briefe und Abmachungen aller Art, die eine Zierde des Britischen Museums in London bilden und den Fachgelehrten noch lange Zeit willkommenen Stoff zu Keilschriftstudien und zur Erforschung der alten Gesittung des Euphrat- und Tigrislandes bieten werden. Doch war dies nicht der einzige derartige Fund, den man auf jenem klassischen Boden gemacht hat, sondern an verschiedenen Orten sind, besonders von den unermüdlichen Engländern, neue Büchereien zutage gefördert worden, so 1879 im alten Sippara (südwestlich von Bagdad), wo aus den Trümmern des gewaltigen, aus 300 Räumen bestehenden Sonnentempels etwa 40—50000 solcher Thontäfelchen hervorgeholt wurden, wohlgeordnet nebeneinander wie in Bibliotheken oder Archiven. Allerdings hat man sie noch nicht auf ihren Inhalt hin geprüft, aber die Art der Aufbewahrung läßt darauf schließen, daß wir es mit einer Bücherei zu thun haben, zumal der Name Sippara Bücherstadt bedeutet.

Auch in Ägypten sind, wie die oben genannte Briefsammlung aus Tell-el-Amarna bekundet, Thontäfelchen gefunden worden, doch die Hauptmasse der Bücherschätze dieses Landes besteht aus Papyrusrollen. Jährlich werden eine Menge neuer aus der Erde ausgegraben, so zahlreich, daß man jetzt sogar damit umgeht, eine besondere Zeitschrift für Papyrusforschung zu gründen. Sie wurden namentlich in den Tempeln des Landes und in den Palästen der Herrscher aufbewahrt, während der christlichen Zeit auch in den Klöstern. Wertvolle Stücke befinden sich ferner oft in den Gräbern, die man mitunter geradezu wie Büchereien für die Verstorbenen ausgestattet zu haben scheint. Jedenfalls birgt Ägypten wohl unter allen Ländern noch die meisten litterarischen Schätze in seinem Boden, die sich dank der Trockenheit der Luft vorzüglich erhalten haben. Dort werden uns daher fast jährlich neue Überraschungen bereitet. Sind doch im Laufe der letzten Jahrzehnte die Schriften der griechischen Dichter Bacchylides (vgl. die beifolgende Textprobe) und Herondas, das Werk des Aristoteles vom Staate der Athener, die Offenbarung Petri und andere Werke im Nilgebiete entdeckt worden, die als vollständig verloren galten und nun mit einem Male der Wissenschaft zurückgegeben wurden. Und wie viele Erlasse, amtliche Berichte, Steuerzettel, Kaufverträge, Briefe (vgl. oben S. 60) hat man nicht in jenen Gegenden ans Tageslicht befördert!

Abb. 32. Die Anfänge zweier Kolumnen (vgl. unten S. 147), aus dem Gedichte d. Bacchylides enthaltenden Papyrus (vgl. S. 126).
(Nach Poems of B., facs. in the Brit. Mus. Col. 38 39.)

In Privatbesitz befanden sich größere Büchersammlungen anfangs nur bei gut bemittelten Leuten. Denn bei den hohen Preisen und der Seltenheit der Schriftstücke war es nicht so leicht, sich zahlreiche Geistesschätze zu erwerben. Daher sind Büchereien bei den Griechen und Römern verhältnismäßig selten und spät bezeugt. Die ältesten griechischen, die, so viel wir wissen, von Privatleuten zusammengebracht wurden, waren die des Dichters Euripides und der Philosophen Aristoteles und Theophrast; von Bibliotheken, die fürstliche Personen begründet haben, zeichneten sich durch ihren Umfang besonders die des Eumenes im kleinasiatischen Pergamum und die der ptolemäischen Könige im ägyptischen Alexandria aus.*) Bei den Römern erwachte der Sinn für Büchersammlungen erst, seitdem sie sich eifrig mit der griechischen Litteratur beschäftigten, im Zeitalter der Scipionen. Von da an begegnen wir der Gewohnheit, daß Feldherrn nach Eroberung morgenländischer Städte ganze Bibliotheken als Siegesbeute mit nach Italien nahmen. Das that Ämilius Paulus (157), der die Bücherschätze des Königs Perseus von Macedonien, und Sulla (98), der die eines athenischen Gelehrten fortschleppte, während sich Lucullus aus der in den kleinasiatischen Ländern gemachten Beute zahlreiche Bände aneignete. Doch da nur wenige in der glücklichen Lage waren, auf so bequeme Weise ihre Räume zu füllen, so benutzten häufig Gelehrte die Bibliotheken anderer, z. B. der Redner Cicero die des Sulla und Lucullus, welche mittlerweile in den Besitz von deren Söhnen übergegangen waren. Seit der Zeit des Kaisers Augustus wurde es anders, ja bald gehörte es zum guten Tone, daß jeder wohlhabende Mann eine solche Sammlung in seinem Hause hatte, genau so wie es heutzutage ein reich gewordener Farmer oder Kaufmann in den Vereinigten Staaten Amerikas seine erste Sorge sein läßt, sich durch einen Bostoner oder Philadelphiaer Buchhändler eine Bibliothek zusammenstellen und übersenden zu lassen. Um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts war die Lesewut so groß, daß man in den Bädern, bei Tische und auf Reisen die Bücher immer in der Hand hatte, ja die Lektüre als Schlafmittel

---

*) Dagegen sind die Nachrichten der alten Schriftsteller über Bibliotheken des Polykrates von Samos und des Pisistratus von Athen mit Vorsicht aufzunehmen.

benutzte. Hören wir doch sogar, daß der Schriftsteller Plinius durch das Erdbeben, welches den großen zum Untergange Pompejis führenden Vesuvausbruch begleitete, nicht im mindesten von seiner Lieblingsbeschäftigung abgezogen worden sei.

Eine öffentliche Bibliothek, die an bestimmten Stunden des Tages für jedermann zugänglich wäre, beabsichtigte Julius Cäsar zu gründen; doch ermordete man ihn, ehe er seinen Plan ausführen konnte. Sein Vorsatz wurde aber wieder aufgenommen und ausgeführt von Asinius Pollio, der die erste für das Gemeinwohl berechnete Sammlung in einem verlassenen Tempel der Hauptstadt anlegte mit zwei Abteilungen, von denen die eine für das lateinische, die andere für das griechische Schrifttum bestimmt war. Zwei weitere Anstalten dieser Art schuf Kaiser Augustus selbst in der Säulenhalle der Oktavia und dem Apollotempel auf dem palatinischen Berge. Von den folgenden Herrschern hat sich besonders Trajan durch Gründung der berühmten Ulpia um den Staat verdient gemacht. Da nun auch andere Kaiser diesem Beispiele folgten, so kam es, daß Rom schließlich (im 4. Jahrhundert) gegen dreißig öffentliche Bibliotheken besaß. Leider sind wir nur in wenigen Fällen über die Stärke der Büchereien des Altertums unterrichtet. Der Grammatiker Tyrannio, Ciceros Freund, nannte 30000 Bände sein eigen, Serenus Sammonicus, der Erzieher des Kaisers Gordian, 62000; die pergamenische Bibliothek zählte 200000 Bände, die alexandrinische, die umfangreichste des Altertums, nach der höchsten überlieferten Angabe 700000. Daß aber auch in kleineren Provinzialstädten verhältnismäßig viele Bücher vorhanden waren, sehen wir an den 1700 Papyrusrollen, die man bei den Ausgrabungen in einer Villa von Herculanum gefunden hat.

In deutschen Ländern befanden sich während des Mittelalters die bedeutendsten Bibliotheken innerhalb der Klöster; im 9. Jahrhundert war die größte die von Abt Gosbert zu St. Gallen 816 gegründete, die nach dem noch erhaltenen Kataloge damals 400 Bände hatte. Infolge des großen Eifers der Benediktiner*) im Abschreiben kostbarer Werke waren deren

*) Auch Otfried von Weißenburg, aus dessen Evangelienbuche (868) auf S. 130 (vgl. Abbildung 33) ein Stück wiedergegeben ist, war ein Benediktiner. Die Probe stammt aus der Wiener Handschrift und handelt von der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten.

Apparuit angelus dni ioseph dicens fuge in aegyptum :

XVIIII DE FUGA IOSEPH · CŪ MATRE IN AEGYPTUM

Ioseph ió thes sinthes · er húatta thes kindes
uuas thíonost man gúater · bisuórgata ouh thia múater
Ther engil sprâh imo zúa · thu scalt thih héffen filu frúa
fliuh in ántheraz lánt · bimíd ouh thesan fiant
In aegypto uuis thu sár · unz ih thir zégo auur thár
uuanne thu bi gingest · thines héiminges
Nilazzi nu úntar mári · thia muater thára fuari
thaz kind ouh ió zilicho · bisuorgaher licho
Ther kúning uuilit sliumo · inan suachen in giriuno
mit bizenten suérton · nálas mit then uuórton

Futurū enim ut herodes quereret puerū ...

Abb. 33. Ein Stück aus d. Wiener Handschrift d. Evangelienharmonie d. Otfried v. Weißenburg; vgl. S. 129.
(Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationallitteratur.)
In der Handschrift sind die Überschrift, die großen Anfangsbuchstaben und die Randbemerkungen rot.

Niederlassungen besonders reich daran, z. B. die von Monte Cassino in Italien. Von andern Klöstern traten vor allem Fulda, Reichenau, Corvey und Regensburg stark hervor. So wissen wir von dem Abte Hrabanus Maurus, dem Stifter der berühmten Fuldaer Klosterschule, daß er täglich durch 12 Mönche alte Handschriften kopieren ließ und dadurch bald eine stattliche Bibliothek erlangte, und in Corvey erzielte man das nämliche Ergebnis unter anderem durch die im Jahre 1097 gegebene Bestimmung, daß jeder in das Kloster neu Eintretende ein nützliches Buch schenkte. Auch manche Fürsten und Fürstinnen zeigten großes Interesse für litterarische Schätze und trachteten darnach, eine größere oder kleinere Zahl davon in ihren Besitz zu bringen; z. B. wird dies berichtet von Karl dem Großen und der durch Scheffels Ekkehard bekannt gewordenen Herzogin Hadwig von Schwaben; doch erst vom 13. Jahrhundert an kommt es häufiger vor, besonders hatte Kaiser Friedrich II. (1215—50) eine bedeutende Sammlung.

Vornehmlich ließen sich die Universitäten die Erwerbung von Büchern angelegen sein, ja die Pariser besaß 1292 schon etwa 1000 Bände. Seltener thaten dies Privatleute, da die Beschaffung mit großen Kosten verbunden war. Doch brachte es der in Bamberg wohnende Dichter Hugo von Trimberg um 1300 bereits zu 200 Handschriften, während sich der hochangesehene italienische Jurist Accursius († um 1260) trotz seiner hervorragenden Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit mit 20 behelfen mußte. Stärker wurde die Bücherliebhaberei mit dem Aufkommen der humanistischen Bestrebungen getrieben. So hatte Ulrich von Hutten († 1523) eine wertvolle Bibliothek, die er in dem Maße schätzte, daß er den Mainzern auf ihre Drohung, sie zu vernichten, die Antwort gab: „Verbrennt ihr mir meine Bücher, so werde ich eure Stadt niederbrennen"; und König Matthias Corvinus von Ungarn († 1490), ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, erwarb sich dadurch zahlreiche Schriftstücke, daß er in Griechenland viele Überreste der von den Türken zerstörten Büchereien aufkaufte, überdies aber in Florenz beständig vier Schreiber unterhielt, die die klassischen Schriftsteller für ihn vervielfältigen sollten. Wie groß die Sammelwut damals war, lehrt namentlich das Verhalten Sebastian Brants, der in seinem 1494 erschienenen „Narrenschiff" unter den zahlreichen Modekrankheiten auch den Bücher-

teufel und die Büchernarrheit geißelte und lächerlich zu machen suchte.

Durch die Reformation wurden die Bibliotheken der höheren Schulen ins Leben gerufen. Denn als Luther im Verein mit Melanchthon diese nach Aufhebung der Klöster notwendig werdenden Anstalten gründete, machte er in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherrn darauf aufmerksam, daß für die Schüler „Librareien" erforderlich seien. Er sagte: „Auch ist dies wohl zu bedenken allen denjenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu beschaffen. Denn wenn das Evangelium und allerlei Kunst bleiben soll, muß es in Bücher und Schrift gefaßt und wohl bewahret sein.... Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zusammenraffe und nur an die Menge denke. Ich wollte die Wahl darunter haben und mit rechtschaffenen Büchern meine Librarei versorgen und gelehrte Leute darüber zu Rate ziehen. Erstlich sollte die heilige Schrift auf lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch und ob sie noch in mehr Sprachen vorhanden wäre, darinnen sein. Darnach die besten Ausleger und solche Bücher, die dazu dienen, die Sprachen zu erlernen, als die Dichter und Redner, ferner die Bücher von den freien Künsten und allen andern Künsten, zuletzt auch der Rechte und der Arznei Bücher. Zu den vornehmsten aber sollten die Chroniken und Geschichtsbücher gehören. Denn dieselben sind wundernütze, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen." So wurde die Bibliothek des Altenburger Gymnasiums bald nach seiner Gründung (1529) eingerichtet; sie zählte 14 Jahre darnach schon 396 Bände, wuchs aber bald in die Tausende, da nicht nur freiwillige Gaben reichlich zuflossen, sondern auch unter den Bürgern der Stadt dazu eingesammelt wurde, ja sogar zeitweilig Strafgelder dafür verwendet wurden, welche Schüler wegen mutwillig versäumter Stunden zu zahlen hatten.

Nicht lange vorher waren auch die ersten *öffentlichen Bibliotheken* in *Deutschland* entstanden, während Italien abgesehen vom Altertum solche bereits im 14. Jahrhundert aufzuweisen hatte. Die italienischen Dichter Petrarka und Boccaccio

bestimmten nämlich testamentarisch, daß ihre Büchereien nach ihrem Ableben dem Gemeinwohl dienen sollten, und überwiesen sie zu diesem Zwecke jener († 1374) der Markuskirche zu Venedig, dieser († 1375) den Augustinern von San Spirito in Florenz. Die erste größere Stiftung dieser Art auf italienischem Boden war aber die im Kloster San Marco in Florenz Anfang des 15. Jahrhunderts geschaffene, der dann die von Cosimo dem Älteren 1444 angelegte mediceische und die von seinem Enkel Lorenzo († 1492) erweiterte medico-laurentianische nachfolgten. Bald finden wir auch Bibliotheken in deutschen Städten, in Braunschweig und Danzig 1413, in Hamburg 1469. Namentlich wurde die Gründung städtischer Büchersammlungen gefördert durch die Aufhebung der Klöster, die infolge der Kirchenreformation in protestantischen Ländern eintrat. So entstand die Zwickauer (1532), die Augsburger (1537), die Nürnberger (1538); auch manchen Universitätsbüchereien wie denen in Wittenberg, Halle und Marburg kam dieses Ereignis sehr zu statten, und selbst die (Königliche) Bibliothek zu Berlin erhielt dadurch bedeutenden Zuwachs. Seitdem haben wohl kriegerische Verwicklungen wie der dreißigjährige Religionskampf im 17. Jahrhundert der Neigung, Geistesschätze aufzuhäufen, Eintrag gethan, aber nur vorübergehend. Dagegen waren für die Vermehrung verschiedener Büchereien landesherrliche Verordnungen günstig wie die vom Kurfürsten zu Brandenburg 1699 erlassene und 1712 erneuerte, daß von allen im Lande gedruckten Büchern zwei Exemplare der Landesbibliothek überwiesen werden mußten.

Vor allem aber wirkte in dieser Richtung die seit dem Aufkommen der Buchdruckerkunst wesentlich erleichterte Herstellung und der gewaltige Fortschritt, den man neuerdings auf allen Gebieten der Wissenschaft machte. Kein Wunder, daß die Bibliotheken der Gegenwart einen mächtigen Umfang aufzuweisen haben. So zählt die Königliche Bibliothek zu Berlin über 1 Million Bände mit einer jährlichen Zunahme von 18—20000, die des Britischen Museums zu London 1½ Millionen und die Pariser Nationalbibliothek etwa 2 Millionen, während die Kongreßbücherei in Washington, die größte Amerikas, über mehr als 700000 Bände verfügt. Die Sammlung der Berliner Universität enthielt 1896 158000, die des Königl. statistischen Bureaus über 136000, die der Kriegsakademie über

88000, die des Kammergerichts fast 73000, die des Generalstabs etwa 70000, die der Technischen Hochschule über 60000 Bücher; endlich die des Reichstags umfaßte 1897 bei der Übersiedelung in das neue Gebäude 90000 Nummern und empfängt einen jährlichen Zuwachs von etwa 5000. Auch andere Städte des deutschen Reichs wie München, Stuttgart, Dresden, Göttingen, Leipzig besitzen bedeutende Staats- oder Hochschulbibliotheken. Außerdem giebt es viele wissenschaftliche u. a. Vereinigungen, die ihren Mitgliedern zahlreiche Bände zur Benutzung bieten, wie die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. Der Umfang von Privatbüchereien aber entzieht sich meist der öffentlichen Kenntnis. Besonders groß wurde dieser erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. So hatten in Sachsen reich ausgestattete Bibliotheken die Herrn von Friesen, Herr von Frankenstein, Friedrich Benedikt Carpzow in Leipzig und der Dichter Johann von Besser (17000 Bände). Graf Heinrich von Bünau († 1762) besaß über 42000, Graf von Brühl († 1763) 62000 Bände; jene wurden vom sächsischen Staate für 40000, diese für 50000 Thaler erworben. Und jetzt giebt es in der Reichshauptstadt und deren Vororten weit über 100 Büchereien mit mindestens je 2000 Bänden, darunter die des Professors G. Schmoller (etwa 5000 Bände) und die seines Fachgenossen Adolf Wagner (6000 Bände), die hauptsächlich Werke staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Inhalts aufweisen.

Hatten wir es bisher vornehmlich mit der Zahl und Größe der Bibliotheken zu thun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Auswahl und Bedeutung ihrer Schätze zu werfen. Durch ein günstiges Geschick ist uns das Verzeichnis der berühmten Klostersammlung von St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert erhalten. Darnach waren in ihr damals 26 schottische Bücher, die wohl durch den Gründer der Abtei, den Irländer Gallus, dahin gekommen waren, ferner einzelne Bücher der Bibel, Schriften der Kirchenväter, Leben der Märtyrer, Mönchsregeln, die fränkische Chronik des Gregor von Tours, die Weltchronik des Eusebius, eine Weltbeschreibung, Gesetze und Rechtsbücher, Gedichte, Grammatiken und Arzneibücher. Der Inhalt hatte also ein einseitig theologisches Gepräge, und wesentliche Teile der Wissenschaften, die heutiges Tages gepflegt werden, fehlten gänzlich; vor allem fällt der Mangel an klassischen Schrift-

stellern auf, den wir uns nur so erklären können, daß sich diese jedes einzelne Mitglied der Klostergemeinschaft selbst beschaffen mußte. In einer solchen Annahme werden wir bestärkt, wenn wir den Katalog der Bücherei des Abtes Grimald durchmustern; darnach besaß dieser thatsächlich die Schriften Vergils und Cäsars; im übrigen aber war die Auswahl nicht wesentlich anders: Paulinische Briefe, Psalmen, Evangelien und Meßbücher, Predigten, Lebensbeschreibungen der Kirchenväter und Heiligen, einige philosophische Bücher, Geschichtswerke über Karl den Großen und Ludwig den Frommen, eine Schrift über Indien, das Buch des Vegetius über die Kriegskunst, eine Astrologie und ein Arzneibuch.

Im Gegensatz dazu hatte es die humanistische Zeit hauptsächlich auf den Besitz von Werken der Griechen und Römer abgesehen. Daher erklärt sich der Eifer, mit dem damals in Italien und Griechenland alte Handschriften aufgekauft oder abgeschrieben, und die Rührigkeit, mit der überall in den neu errichteten Druckereien klassische Schriften vervielfältigt wurden. So gab es schon im Jahre 1500 etwa 70 verschiedene Ausgaben von Vergils und 100 solche von Ciceros Werken. Nächstdem kamen, abgesehen von den Bibeln und Schriften der Kirchenväter, besonders Erd- und Reisebeschreibungen in Aufnahme, für welche durch die Entdeckung Amerikas und die Seefahrten der Spanier und Portugiesen das Interesse geweckt wurde. Dagegen war diese Zeitrichtung den altdeutschen Schriften nicht hold; denn die Gelehrten hatten mehr Sinn für alles, was zu Griechenland und Rom in Beziehung stand als für die vaterländische Litteratur. Wenn daher nicht einzelne Edelmänner und Fürsten eine Anzahl Exemplare vor dem Untergang gerettet hätten, so würden wir noch weniger Handschriften unserer ältesten Dichtungen (vgl. als Probe derselben die beifolgende Kopie eines Merseburger Zauberspruchs nach dem Original in der Merseburger Dombibliothek) haben, als wir thatsächlich besitzen.

Eine dritte Periode der Bücherliebhaberei begann im 18. Jahrhundert. Jetzt raffte man Schätze aus allen Wissensgebieten und aus allen Sprachen zusammen, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Schickte doch Herzog Ernst II. von Gotha (1772—1804) sogar einen Reisenden nach dem Morgenlande, um orientalische Handschriften zu erwerben, von denen sich noch

Abb. 34. Der zweite Merseburger Zauberspruch, für Fußverrenkung eines Pferdes; vgl. S. 135.
(Aus Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationallitteratur.)

jetzt viele (darunter 2900 arabische) in der gothaischen Landesbibliothek vorfinden. Daneben war man darauf bedacht, möglichste Vollständigkeit in bestimmten Fächern zu erzielen, z. B. enthielt die Bibliothek des 1812 verstorbenen sächsischen geheimen Kriegsrats von Ponikau 12000 Bände zur sächsischen Geschichte, die des 1846 als Lehrer der Mathematik verschiedenen Ludwig Bledow eine umfangreiche Litteratur über das Schachspiel (jetzt in der Königl. Bibliothek zu Berlin) und die Sammlung des Freiherrn von Meusebach († 1847) zahlreiche Werke aus dem deutschen Schrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts (jetzt gleichfalls in der Königl. Bibliothek zu Berlin).

Der gegenwärtige Wert der für gelehrte Studien bestimmten Büchereien richtet sich in erster Linie nach dem Alter der darin enthaltenen Schriftstücke. Denn neuere Werke kann man sich in der Regel durch den Buchhandel verschaffen, Handschriften aber und Drucke aus dem 15. Jahrhundert höchstens durch Auktionen und auch hier oft nur für hohe Summen*). Die Pergament- und Papyrusrollen, die dickleibigen Folianten mit schweinsledernem Rücken und starken Holzdeckeln, wie sie häufig bei älteren Geschichtswerken und theologischen Schriften vorkommen, die braunledernen Quartbände voll juristischer Weisheit sind der Stolz großer Bibliotheken. Die Königliche Sammlung in Berlin hat 4000 alte Handschriften und 2400 Wiegendrucke (Incunabeln), die berühmte Vatikanische in Rom, für die schon Papst Nikolaus V. († 1455) 3000 Manuskripte zusammengebracht hat, zählt deren jetzt 26000, darunter 19000 lateinische, die große Pariser 92000. Für besonders wertvoll gilt der Besitz ganz alter Handschriften, wie des Papyrus Ebers, einer aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. stammenden, 1872 von Professor Ebers im oberägyptischen Theben aufgefundenen Papyrusrolle mit wichtigen Angaben über Arznei- und Heilkunde,

---

*) Welche Summen oft in solchen Bibliotheken stecken, ersieht man aus den Preisen, die bei ihrer Versteigerung erzielt werden. Die in den letzten Jahren von Sotheby in London unter den Hammer gekommene Bücherei des Earl of Ashburnham brachte etwa 1½ Millionen Mark ein, die des Lord Spencer 1892 fast 4½ Millionen, der höchste Durchschnittspreis aber, der in England bei solchen Gelegenheiten gezahlt worden ist, kam bei der Auktion der Werke des Barons Seillière heraus, wo 1147 Nummern 360000 Mark abwarfen, also im Durchschnitt jede Nummer 314 Mark.

Maße und Gewichte des Nilgebietes, die seit 1875 der Leipziger Universitätsbibliothek angehört, oder des Codex Sinaiticus aus dem 4. Jahrhundert mit 346 den Bibeltext in griechischer Sprache bietenden Pergamentblättern, die Professor Tischendorf 1844 und 1859 in einem Kloster des Berges Sinai entdeckt und nach Rußland gebracht hat, ferner des im Britischen Museum zu London befindlichen alexandrinischen Bibelcodex aus dem 5. Jahrhundert, des in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrten Manuskripts mit den Lustspielen des römischen Dichters Plautus aus dem 4. Jahrhundert oder des der Vatikanischen Sammlung zu Rom eigentümlichen Vergilcodex aus der gleichen Zeit.

Aber auch jüngere Handschriften können sehr wertvoll sein, wenn sie den Text des betreffenden Schriftstellers am besten überliefern oder nur noch eine ganz geringe Zahl von Exemplaren vorhanden ist. Das gilt z. B. von mehreren Manuskripten der Laurentianischen Bibliothek in Florenz: Von der dem 7. Jahrhundert angehörenden ältesten Ausgabe der Pandekten (Gutachten und Aussprüche römischer Juristen) und von der Tacitushandschrift aus dem 10. Jahrhundert, der einzigen, welche die fünf ersten Bücher der Annalen (Jahrbücher) enthält. Oft ist es schwer, das Alter der Handschriften genauer zu ermitteln, da die ältesten Abschreiber weder ihren Namen noch Ort und Zeit ihrer Thätigkeit angegeben haben.

Überdies laufen öfter Fälschungen unter, in denen die altertümliche Schreibweise künstlich nachgeahmt wird. Solche untergeschobene Schriftstücke kommen schon ziemlich früh vor und sind bereits im Altertume nachweisbar. Doch mögen hier drei Beispiele aus dem Mittelalter und der Neuzeit genügen! Nach den Mitteilungen eines gleichzeitigen Schriftstellers soll der Bischof Egidius von Reims dem fränkischen König Childebert eine angeblich von diesem herrührende und vom Erzkanzler ausgefertigte Schenkungsurkunde überreicht haben, die von letzterem für unecht erklärt wurde. Nicht so schnell konnte der Betrug nachgewiesen werden bei den gefälschten Bruchstücken der römischen Stadtzeitung, die 1615 von dem Belgier Pighius und 1692 von dem Engländer Dodwell veröffentlicht wurden; doch hatte man schon 1781 den wahren Sachverhalt erkannt. Ähnlich erging es mit der Königinhofer Handschrift, einer Sammlung von 14 böhmischen Liedern, die ein gewisser Hanka 1817 im

Kirchturmgewölbe der böhmischen Stadt Königinhof gefunden haben will, aber wahrscheinlich aus übertriebenem Patriotismus selbst hergestellt hat, offenbar von der Absicht geleitet, seinen Landsleuten die Freude an dem Besitze eines altczechischen Schriftstücks aus dem 13. Jahrhundert zu bereiten. Doch hat man schon in den zwanziger Jahren an dem hohen Alter der Handschrift gezweifelt und neuerdings ist sie von Fachmännern als Fälschung erwiesen worden. Ebenso schwierig dürfte es oft sein zu ermitteln, welches von mehreren den gleichen Text bietenden Manuskripten am zuverlässigsten ist und den meisten innern Wert hat. Denn in Schrift, Buchstabenverbindungen, Abkürzungen, Satzzeichen, Sorgfalt und Genauigkeit der Arbeit weichen sie meist sehr voneinander ab. Manche Bücher sind auch von mehreren Personen geschrieben oder enthalten Zusätze und Verbesserungen von anderer Hand, z. B. bietet der Vatikanische Vergilkodex sechs Arten derselben, die, nach der Schrift zu urteilen, aus verschiedenen Zeiten stammen.

Auch die Illustrationen, die man gewöhnlich nachträglich hinzufügte und für die man daher mehrfach Platz ließ, ohne daß sie später ausgeführt worden wären, können von verschiedenen Malern herrühren. So sind in der letztgenannten Handschrift 50 Miniaturen enthalten, von denen die ersten neun große Naturwahrheit und Zartheit der Empfindung zeigen, die nächsten 31 handwerksmäßig gezeichnet und flüchtig hingeworfen sind, die letzten 10 aber wieder mehr künstlerischen Sinn verraten. Auch das ist nicht gleichgültig bei der Beurteilung alter Manuskripte, ob sie vollständig oder nur teilweise auf uns gekommen sind. So liegen von dem Vatikanischen Vergil noch 75 Pergamentblätter vor, während sich das ganze Werk wahrscheinlich aus 420 Blättern (mit 245 Bildern) zusammengesetzt hat. Demnach sind fast fünf Sechstel der Schrift untergegangen.

Daß aber verhältnismäßig wenig alte Bücher erhalten blieben, erklärt sich einmal aus der geringen Zahl ursprünglich vorhandener Exemplare und sodann aus der Vernichtung durch Kriege, Erdbeben, Feuersbrünste und andere Ereignisse. Von der alexandrinischen Bibliothek wird überliefert, daß sie dreimal in Flammen aufgegangen ist, im 1. Jahrhundert vor und im 4. und 7. Jahrhundert nach Christi Geburt. Zum ersten Male wurde sie durch Feuer vernichtet, als Cäsar die im Hafen liegende ägyptische Flotte in Brand steckte. Nach-

dem dann der römische Feldherr Antonius 200000 Rollen aus dem kleinasiatischen Pergamum nach Alexandria gebracht und der Königin Kleopatra geschenkt hatte, wuchs die Sammlung wieder beträchtlich an, doch fiel sie 391 dem Glaubenseifer der ägyptischen Christen zum Opfer, die von den altheidnischen Büchern nichts wissen wollten; abermals erneuert und zur Blüte gelangt, fand sie ihren Untergang von neuem durch den Fanatismus der Araber, die nach der Einnahme der Stadt die Schriftstücke als Heizungsstoff für die öffentlichen Bäder benutzten. Die Bücherei des Kirchenvaters Augustin zu Hippo in Afrika ward bald nach seinem Tode durch die barbarischen Vandalen vernichtet. Von den seltenen 1457 in Mainz gedruckten Psaltern sind zwei in dieser Stadt während der französischen Revolution verschwunden und nicht wieder aufgefunden worden.

Namentlich im dreißigjährigen Kriege wurden viele wertvolle Bücher durch die Flammen verzehrt und andere als Beute mit fortgeschleppt. Rauhes Kriegsvolk zerstreute damals die Bibliothek des Klosters zu Fulda in alle Winde, und Tilly raubte der Heidelberger kostbare Stücke, um sie der Vatikanischen in Rom einzuverleiben, von wo 1815 wenigstens die altdeutschen Handschriften zurückgegeben worden sind; die Gothaer Bibliothek aber, die Herzog Ernst der Fromme 1640 bei der Erbteilung mit seinen Brüdern erhielt, bestand nicht zum wenigsten aus Büchern, die während des Krieges (1631—34) aus München, Würzburg und den Klöstern des Magdeburgischen und Mainzischen Gebiets mitgenommen worden waren. Auch in späteren Kriegen verfuhr man nicht anders: 1797 schafften die Franzosen 2000 Manuskripte des Vatikans und 1809 zahlreiche Schätze der Wiener Bibliothek nach Paris. Ähnlich erging es der berühmten Manessischen Liederhandschrift, die in 7000 Strophen den Text von ungefähr 140 Minnesängern bietet und wahrscheinlich Anfang des 14. Jahrhunderts auf Veranlassung des Züricher Patriziers Rüdiger Manesse hergestellt worden ist. (Vgl. die beifolgende Schriftprobe eines Liedes Walthers von der Vogelweide aus dieser Handschrift.) Während sie sich im 16. Jahrhundert in den Händen des Freiherrn Philipp von Hohensax befand, kam sie durch dessen Witwe an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und vermutlich 1622 infolge der Einnahme Heidelbergs nach Frankreich. 1657 wurde sie von

den beiden französischen Altertumssammlern P. und J. Dupuy der Nationalbibliothek in Paris geschenkt, von wo sie durch Vermittelung des Straßburger Buchhändlers Trübner auf Kosten des Deutschen Reichs 1888 für die Heidelberger Bibliothek zurück-

Owe war sint verswunden alle mine
iar. ist min leben mir getrömet oder
ist es war. das ich ie wande das iht we
was das iht. darnach han ich geslaf
fen vñ enweis es niht. nv bin ich erwa
chet vñ ist mir vnbekant. das mir hie
vor was kündic als min ander hant.
Liute vñ lant dannā ich von kinde bin
geborn. die sint mir frömde worden reht
als es ob es si gelegen. die mine gespiln
waren die sint trege vnde alt. bereitet
ist das velt. verhöwen ist der walt. wan
das dc wasser flüzet als es wilent

vlos. für war ich wande min vngelüke
wrde gros. mich grüzet maniger trage
(mich) der bekande e wol. dü welt ist allent
halben vngnaden wol als ich gedenke
an manigen wnneklichen tac. die mir
sint enphallen als in das mer ein slac. ie
mer mere öwe.
Owe wie iemerliche iunge liute tünt.
den nv vil nüwekliche ir gemüte stünt.

Abb. 35. Anfang eines Liedes von Walther von der Vogelweide aus der Manessischen Liederhandschrift. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationallitteratur.) In der Handschrift sind die großen Anfangsbuchstaben blau, die Verzierungen rot.

erworben worden ist. Noch wechselvollere Schicksale hatte die Laurentiana in Florenz, deren Hauptwert in den 8000 alten Handschriften liegt. Sie wurde 1494 von einem französischen Heere geplündert, die übrigbleibenden Bücher gingen dann durch Kauf in den Besitz eines florentinischen Klosters, später in den eines Kardinals über, der sie 1500 nach Rom schaffte; 1523 ließ sie Papst Clemens V. nach Florenz zurückbefördern, wo sie 1571 wieder dem öffentlichen Verkehr übergeben und im Laufe der Jahrhunderte mit verschiedenen anderen Sammlungen verschmolzen wurde.

Vielfach mögen Bücher auch in Friedenszeiten aus Bibliotheken weggekommen sein. Darauf läßt namentlich der Umstand schließen, daß die wertvollen Handschriften früher in der Regel angekettet wurden, so schon 1400 zu Dôle in Frankreich und noch gegenwärtig bei manchen Schätzen der Laurentiana in Florenz, der Bodleiana in Oxford und anderer Büchereien; darauf weisen auch die vormals häufig in alle einzelnen Bände eingeklebten Buchzeichen (Exlibris = ex libris, aus der Bücherei des N. N.), Holzschnitte oder Kupferstiche, die den Namen des Besitzers trugen und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts üblich waren, ursprünglich oft grob hergestellt, später aber durch Künstler wie Dürer, Holbein, L. Kranach und Chodowiecki vervollkommnet wurden; darauf deuten endlich die Bestimmungen hin, die in vielen Klöstern bestanden, daß die Bücherverzeichnisse alljährlich in der Versammlung der Klosterbrüder vorgelesen und auf ihre Richtigkeit geprüft werden sollten.

Eine Hauptsache ist es natürlich für den Gelehrten, daß er die Aufbewahrungsorte aller wertvollen Handschriften kennt. Das ist aber am leichtesten zu erreichen, wenn für gute, gedruckte Kataloge gesorgt wird. Daher ist auch die Gegenwart bestrebt, umfassende Verzeichnisse der vorhandenen Bücherschätze zu beschaffen. Am wenigsten ist man noch über das unterrichtet, was sich in Privathänden befindet, während die öffentlichen Sammlungen meist Hilfsmittel genug zur Verfügung stellen. Bereits ist ein Gesamtkatalog für die großen preußischen Bibliotheken in Angriff genommen worden, und von Brüssel aus geht der Plan, eine einheitliche internationale Bibliographie herzustellen, die etwa 12 Millionen Nummern umfassen dürfte. Überdies ist man in neuerer Zeit bemüht, die Benutzung der Bücherschätze in jeder Beziehung zu erleichtern; namentlich sind

in den guten Bibliotheken Lesezimmer eingerichtet, in denen die am häufigsten gebrauchten Werke aufgestellt sind, damit sie bequem von jedermann nachgeschlagen werden können. So stehen im Leseraume der Berliner Universitätsbibliothek jetzt 5313 Bände, für die ein besonderer Katalog vorhanden ist; und da man in einem solchen Zimmer auch andere Bücher schnell zur Benutzung überlassen bekommt, so ist es kein Wunder, daß von dieser Einrichtung überall gern Gebrauch gemacht wird. Z. B. ist in der Königl. Bibliothek zu Berlin 1897 der Lesesaal von 41 533 Personen benutzt worden. Ferner werden jetzt Handschriften wenn auch nicht gerade die allerkostbarsten, von einem Orte zum andern verschickt und den Gelehrten, die sie für ihre Arbeiten brauchen, zum Studium in den Räumen anderer Bibliotheken überlassen, endlich ist man neuerdings bemüht, Nachbildungen von Handschriften herauszugeben, die meist durch Photographie, Licht- oder Steindruck hergestellt werden. Z. B. thut dies seit Jahren die Londoner Paläographische Gesellschaft, die Pariser École des Cartes und das italienische Paläographische Archiv. Infolge dieser Einrichtungen ist es vielfach nicht mehr nötig, weitere Reisen zu unternehmen, um an Ort und Stelle Handschriften vergleichen zu können.

Wir haben bisher nur die alten Schriftstücke hervorgehoben, weil auf ihnen der Hauptwert wissenschaftlicher Bibliotheken beruht. Doch wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß auch neuere Werke oft hoch im Preise stehen und daher selten von Privatleuten angekauft werden. Dies gilt u. a. von der Geschichte der europäischen Staaten von Heeren, Ukert und Giesebrecht, deren Herausgabe 1829 begonnen hat und von der zur Zeit etwa 100 Bände vorhanden sind (= 1000 Mark), von der großen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, die seit 1818 erscheint und in 156 Bänden für 1800 Mark käuflich ist, endlich von den Monumenta Germaniae Historica (Geschichtsdenkmäler Deutschlands), begründet von Pertz 1830, gegenwärtig etwa 50 Bände zum Ladenpreise von ungefähr 3000 Mark.

Den gelehrten Büchereien sind die für das größere Publikum bestimmten entgegengesetzt. In erster Linie gehören hierher die Leihbibliotheken. Sie enthalten in kleineren und mittleren Städten fast nur Romane, Novellen und andere Unterhaltungsschriften, darunter nicht selten eine Masse Skandal-

geschichten und Schundlitteratur, in großen Städten auch belehrende Bücher wie Lebensbilder, Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, naturwissenschaftliche Arbeiten, Gedichte u. s. w. Oft sind sie stark abgegriffen und zerrissen, dabei schmutzig und unsauber; aber ehe sich der Deutsche ein Buch kauft, läßt er sich lieber derartige unangenehme Beigaben gefallen. Natürlich sind die am meisten begehrten Schriften immer in verschiedenen Exemplaren vorhanden, so daß in dieser Beziehung um so mehr gesorgt sein wird, je höher sich die Zahl der Leser beläuft. Die bedeutendste Leihbibliothek der Welt, die von Herrn Mudie in London, weist fast kein Buch auf, das nicht in mindestens 300 Stücken vorrätig wäre, wohl aber manche, von denen ein bis drei Tausend vorhanden sind. Während das Leihbibliothekswesen in Deutschland stark verbreitet ist*), haben wir große öffentliche Volksbüchereien, wie sie in England und Amerika, Schweden und Norwegen bestehen, nur sehr wenige; soweit hat sich die Fürsorge des Staates und der reichen Leute bei uns noch nicht erstreckt, obwohl sich unser Land so gern als das Land der Volksbildung bezeichnet. Was man bei uns bisher unter dem Namen Volksbibliotheken ins Leben gerufen hat, kann vielfach nicht als eine Zugänglichmachung der geeigneten Bücherschätze für das Volk, sondern vielmehr als eine Abspeisung mit ein paar Unterhaltungs-, Erbauungs- und vaterländischen Schriften bezeichnet werden, die nach Gutdünken angeschafft oder durch Zufall zusammengekommen sind. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß seit 1841 zahlreiche Vereine gegründet worden sind, die sich zur Aufgabe gestellt haben, Volksbildung zu verbreiten und Volksschriften zu veröffentlichen, zuerst in Zwickau, dann in Magdeburg, Bremen, Weimar u. s. f., aber diese haben den Neigungen der Menge oft zu sehr nachgegeben, anstatt sie geistig nach und nach zu heben. Auch die 27 öffentlichen Volksbibliotheken, die der wissenschaftliche Verein in Berlin seit 1842 geschaffen hat und die 1896 rund 76 000 Bände umfaßten, entsprechen den Anforderungen, die man an sie stellen

*) Das größte Bücherleihinstitut unseres Vaterlandes ist Fritz Borstells Lesezirkel in Berlin, welcher ein Lager von mehr als 500 000 Bänden belletristischer und wissenschaftlicher Werke in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache enthält. Volkslesehallen hat man neuerdings in verschiedenen Städten, z. B. in Jena und Charlottenburg, gegründet.

muß, noch nicht völlig und lassen sich nicht im entferntesten mit den Stiftungen vergleichen, wie sie amerikanische Millionäre gern ihrer Vaterstadt machen, z. B. mit der Astor-Bibliothek von New York.*)

Erst neuerdings ist man bei uns mehr und mehr zur Einsicht gekommen, welch großen Wert derartige Bildungsmittel besitzen können. Daher haben verschiedene Vereine das Bedürfnis gefühlt, solchen Gegenden, in denen das Deutschtum in Gefahr ist, durch Beschaffung von gutem Lesestoff einen Dienst zu erweisen. So werden für die durch das Polentum gefährdeten östlichen Provinzen Preußens jetzt Volksbibliotheken angelegt, so auch für die an der italienischen Grenze gelegenen deutschen Gemeinden. Denn nicht allein durch die Unterhaltung mit ihren Stammesgenossen wird ihnen der Wert der Muttersprache zu Gemüt geführt, sondern auch durch die Kenntnis der deutschen Geistesschätze, die in der Litteratur geborgen sind. Und wie 1871 die im deutsch-französischen Kriege zerstörte große Straßburger Bücherei als Hort des Deutschtums in der Westmark durch die Opferwilligkeit des Staates und Volkes bald wieder ersetzt wurde, so soll demnächst auch durch Sammlungen im ganzen Reiche eine Kaiser Wilhelmsbibliothek in Posen begründet werden, die dazu berufen sein wird, die verbindende Kraft deutscher Wissenschaft für unser Volkstum zu erproben und die östlichen Landesteile noch enger mit den übrigen zu verknüpfen.

Endlich haben wir in letzter Zeit angefangen, nach englisch-französischem Vorbilde Verzeichnisse empfehlenswerter Bücher herauszugeben. Denn der Geschmack der Menschen wird immer vor allem dadurch geläutert, daß man ihnen bessere Bücher in die Hände giebt. Solche sind wahre Freunde, sie belehren uns, erteilen uns Rat in allen möglichen Lebenslagen, fördern uns auch sittlich, trösten uns in Not und trüben Zeiten und schaffen uns gediegene Unterhaltung, wenn wir von den Berufsgeschäften ausruhen. Diese Verzeichnisse sind teils in Buchform erschienen wie von Professor Anton Schönbach in Graz, teils in Blättern enthalten wie in der Deutschen Zeitung, die kürzlich eine Liste von 50 der besten Druck-

---

*) Die Vereinigten Staaten hatten 1896 4020 öffentliche und Schulbibliotheken mit über 33 Millionen Bänden.

schriften dichterischen und erzählenden, erbaulichen und mahnenden Inhalts der Öffentlichkeit übergeben hat.*) Mit Hilfe solcher Kataloge kann sich jeder, dem daran liegt, immer gute Bücher zur Hand zu haben, leicht eine kleinere oder größere Sammlung anlegen; ja er kann es sogar mit geringen Mitteln. Denn jetzt sind die Preise vielgelesener Schriften außerordentlich niedrig. Ich erinnere an Reklams „Universalbibliothek", die jetzt etwa 3800 Nummern (zu je 20 Pfennigen) umfaßt, an Meyers „Volksbücher" mit über 1200 Bändchen (zu je 10 Pfennigen), an Hendels „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" mit über 1100 Nummern (zu je 25 Pfennigen), an Engelhorns „Allgemeine Romanbibliothek" (Auswahl der besten modernen Romane aller Völker, zu je 50 Pfennigen, in Leinwand gebunden zu 75 Pfennigen), endlich an die Tauchnitzsche Sammlung englischer Werke (Collection of British Authors), wovon schon 3300 Bände zum Preise von je 1,60 Mark erschienen sind.

Noch dienlicher aber wird vielen ein Konversationslexikon sein, in dem sie Belehrung über alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst, des Gewerbes und Handels, kurz über alles Wissenswerte finden, das daher manchem als Nachschlagewerk unentbehrlich sein wird. Und wie sehr sind diese Wörterbücher nicht jetzt vervollkommnet! Das Meyersche, das seinen fünften Rundgang angetreten hat, zählt 18 100 Seiten Text, 10 500 Abbildungen und Pläne, so wie 1088 Bildertafeln und Kartenbeilagen, das Brockhaussche aber hat in seiner kürzlich erschienenen Jubiläumsausgabe 17 586 Seiten Text, 131 408 Stichwörter, 10 406 Abbildungen, 1039 Tafeln, 322 Karten und 138 Chromos. Beide sind in 17 starken Bänden schön gebunden für 170 Mark zu haben. Wie ganz anders waren die Summen, die man früher für Bücher zahlte! Fust erhielt für ein Exemplar seiner lateinischen Bibel 100—200 Gulden, was man billig fand, und zu Luthers Zeit, als schon Tausende von heiligen Schriften gedruckt wurden, mußte man für ein neues Testament immer noch den Betrag von 2—3 Thalern entrichten. Von der auf Veranlassung Herzog Ernsts des Frommen

*) Auch Musterkataloge für Volksbibliotheken sind herausgegeben worden vom Gemeinnützigen Vereine zu Dresden und vom Vereine zur Verbreitung von Volksbildung in Hannover.

von Gotha 1638—40 in Nürnberg gedruckten (Ernestinischen) Bibel hat dieser damals selbst 60 Stück für 360 Thaler, also das Stück für 6 Thaler gekauft. Heutiges Tags aber kann man sich für 1½ Mark die ganze Bibel verschaffen, während Schillers sämtliche Werke in 12 Bänden geheftet schon für 3 Mark zu haben sind.

Und nun noch ein Wort über das Äußere der Bücher! Bis zum Jahre 300 herrschte für Pergament- und Papyrushandschriften die Rollenform. Die Zahl der nebeneinander geschriebenen Kolumnen (eigentlich Säulen, dann senkrechte Reihen) richtete sich nach der Länge des zusammengerollten Streifens. Auf einem in Oberägypten gefundenen, über zwei Meter langen Papyrusmanuskript mit 677 Versen der Ilias Homers sind 16 Kolumnen vorhanden, jede zu 41—43 Versen, gewöhnlich aber ist ihre Zahl geringer. Im 4. Jahrhundert wurde der Codex üblich, dessen aus den quadratischen Wachstafeln der Griechen und Römer hervorgegangenes Quartformat nur drei bis vier Kolumnen für die Seite gestattete. An seine Stelle trat später die Buchgestalt des länglichen Folio mit meist zwei Kolumnen und erst seit 1470 kam Oktav, Duodez u. a. hinzu. Weiße Ränder frei zu lassen war im 15. Jahrhundert noch nicht üblich, ebensowenig wurden die Anmerkungen auf den Raum unter dem Texte beschränkt, sondern sie liefen rings herum. Anfangs verband man gewöhnlich vier Blätter miteinander durch Zusammenleimen oder Zusammenheften, jenes namentlich bei Papyrus, dieses bei Pergament. Dem Gebrauche der Kustoden (= Wächter) d. h. der Sitte, am Ende jeder Lage oder Seite dasjenige Wort unter die Zeile zu setzen, mit dem die nächste anfängt, begegnen wir nicht vor dem 12. Jahrhundert, noch später (im 14. Jahrhundert) der Einrichtung, die einzelnen Blätter oder Seiten mit Nummern zu versehen (paginieren); das geschah zunächst mit römischen Ziffern, mit arabischen erst seit 1489. Titelblätter mit Jahreszahl, Namen und Wohnort des Herausgebers finden sich in den ältesten Wiegendrucken bis zum Jahre 1485 noch nicht, oft standen dagegen die gewünschten Angaben am Schlusse der Bücher. Aber die Sitte, mit dem Drucke des Textes auf der Rückseite des ersten Blattes zu beginnen oder auch das ganze erste Blatt frei zu lassen, führte zur Einrichtung von selbständigen Titelseiten oder Titelblättern. Auch wurden in der zweiten Hälfte des

17. Jahrhunderts vorn häufig Empfehlungen oder Widmungen angebracht.

Das Einbinden ließen im alten Rom die Buchhändler durch ihre Sklaven besorgen, im Mittelalter übernahmen es die Mönche, die überhaupt alle Schriftstücke von A bis Z fertig stellten und sich dabei möglichst in die Hände arbeiteten. Die einen bereiteten das Pergament und später das Papier, andere liniierten es, die dritten schrieben oder malten die schönen Anfangsbuchstaben und Miniaturbilder; wieder andere waren mit dem Korrigieren und die letzten mit dem Einbinden beschäftigt. Erst gegen Ende des Mittelalters erwickelte sich ein besonderes Buchbindergewerbe, namentlich unter dem Einflusse der Universitäten. Die Bücherdeckel waren ursprünglich aus Holz, doch gab es schon frühzeitig Überzüge von Elfenbein oder Gold und Silber, Seide und Samt; in den Klöstern aber verwendete man gern alte Pergamente zu Einbanddeckeln. Um gegen Verstäubung zu schützen, hatte das Altertum die Rollen in Kapseln gehüllt oder in Truhen von Cedern- oder Cypressenholz gethan; als man aber an deren Stelle in größerem Umfange Bücherbretter einführte, stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Schnittfläche mit Farbe zu überziehen oder zu vergolden, um das Eindringen des Staubes zu verhüten. Während die Büchertitel bis zum 16. Jahrhundert auf den oberen Schnitt geschrieben wurden, führte damals der französische Bücherfreund Jean Grolier den Rückentitel ein, wodurch das Auffinden der Werke wesentlich erleichtert wurde. Um das Abstoßen zu verhindern, brachte man Ecken von Metall und Knöpfe an, gegen das Krummbiegen und Werfen der Blätter schützte man durch Schließen. Die schönsten Einbände lieferte das Mittelalter im 9. bis 12. Jahrhundert, als das Mönchstum in Blüte stand (vgl. die beifolgende Abbildung)*); doch lassen sich bis ins 14. Jahrhundert prächtig gebundene Gebetbücher u. a. Schriften nachweisen, die nach byzantinischem Muster mit Gold und Edelsteinen sowie mit Filigranarbeit geziert waren. Dann thaten sich wieder die Brüder vom gemeinsamen Leben (seit der Mitte

*) Dieser Buchdeckel stammt von einem Evangelienbuch aus Essen an der Ruhr, ist um 1050 gefertigt und mit reichem Schnitzwerk versehen, das von getriebenen Goldblechrahmen umgeben ist; in den Eckfugen sind Edelsteine eingelegt.

des 14. Jahrhunderts) in dieser Kunst hervor. Was man bis dahin für kostbare Arbeiten geliefert hat, lehrt ein Blick auf

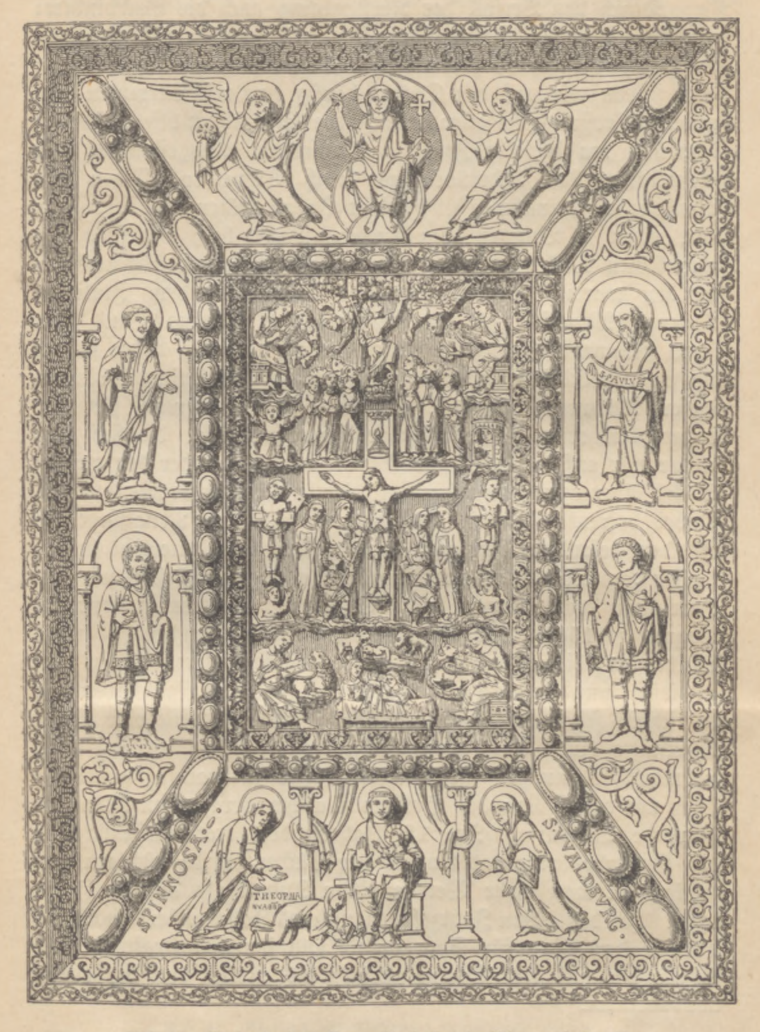


Abb. 36. Einband eines Evangelienbuches in Essen; vgl. S. 148.
(Nach Adam, Bucheinband, 106.)

die in den Bibliotheken zu München, Würzburg, Bamberg, Gotha u. a. erhaltenen schönen Buchdeckel.

Durch den Verfall der Klöster ging auch die Buchbinderei zurück; erst im 15. Jahrhundert begann sie mit dem Aufkommen der humanistischen Bestrebungen von neuem zu erblühen. Seitdem finden wir auf den Deckeln häufig eine mit Stempeln hergestellte Pressung, die etwa 200 Jahre lang üblich blieb. Außerdem kam um dieselbe Zeit die künstlerische Ausgestaltung und Schmückung des Lederüberzugs durch Schneiden, Ritzen und Punzen in Aufnahme*), hundert Jahre später aber begegnen wir, zuerst in Venedig, den Einbänden mit heiß gepreßten und vergoldeten Decken, die aus Persien und Arabien übernommen worden waren. Sie wurden vor allem von dem Italiener Thomas Majoli (vgl. die beifolgende Abbildung) und dem schon genannten Franzosen Jean Grolier gepflegt; daher führen die farbenprächtigen Ledermosaiken noch gegenwärtig die Namen dieser Männer. Im 17. Jahrhundert liebte man für Erbauungsbücher u. a. Schriftstücke Metallbeschläge, die sich entweder nur auf die Ecken und Ränder erstreckten oder den ganzen Deckel überzogen, durchbrochen oder nicht durchbrochen waren. Dabei erfreute sich die Buchbinderei seit der Renaissancezeit oft der besondern Fürsorge von reichen Kaufleuten in bedeutenden Handelsplätzen wie Nürnberg oder von Fürsten wie den Herrschern von Bayern und Sachsen. Namentlich Kurfürst August († 1586) hat das Verdienst, die Buchbinder seines Landes auf die italienischen und französischen Verzierungen hingewiesen und zu deren Nachahmung angespornt zu haben; ja er richtete sogar im Kanzleigebäude zu diesem Zwecke eine eigene Werkstätte ein. Auch namhafte Künstler ließen es sich nicht nehmen, Zeichnungen für Büchereinbände zu machen; daher besitzen wir von L. Kranach, Holbein u. a. hervorragenden Männern herrliche Entwürfe. Im 18. Jahrhundert trat ein Rückgang des Gewerbes ein: das Äußere der Bücher wurde nüchtern und trocken, da man mehr Wert auf den Inhalt als auf die Form legte. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts vollends drängte der Sinn für Sparsamkeit und für das Praktische alle Rücksichten auf das Schöne zurück, bis endlich von der ersten

---

*) Diese Einbände wurden gewöhnlich nach dem Stile gotische genannt.

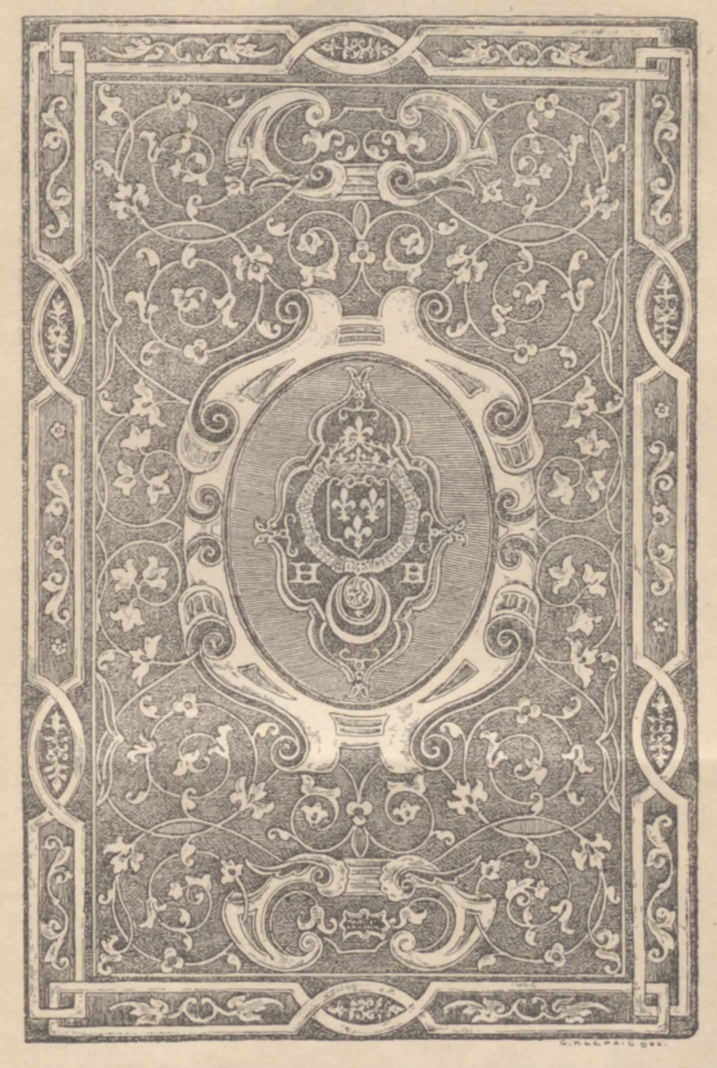


Abb. 37. Einband des Italieners Majoli; vgl. S. 150.
(Nach Adam, Bucheinband, 146.)

Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 neue Anregung ausging. Seitdem sieht man bei uns wieder mehr auf künstlerische Ausstattung der Bücher, wählt gepunzte oder getriebene Arbeit und ist darauf bedacht, Anmut und Gefälligkeit in den Einbänden zur Geltung zu bringen. Davon kann man sich in den großen Buchbindereien, die jetzt in Berlin, Wien, Leipzig, Düsseldorf, Hamburg, Altenburg u. a. bestehen, tagtäglich überzeugen, ja deutsche Buchbinder haben sogar neuerdings großen Ruf im Auslande erworben wie Jos. Zähnsdorf in London und Georg Trautz in Paris.



